



„Gemeinde ganz frisch!“

*Evangelisation und missionarischer
Gemeindeaufbau*



Bistum
Hildesheim

2 – 3	Vorwort
4 – 42	Evangelisation auf katholisch <i>Prof.Dr.Michael Herbst</i>
	I. Einheit: Klärungen – Worum geht es,
4 – 24	wenn Gemeinden heute evangelisieren?
	1. Einleitung
	2. Die Herausforderung durch die Krise der Kirchen
	3. Die Herausforderung durch das Evangelium
	4. Die evangelistische Herausforderung in einem veränderten Kontext
	4.1 Gewinnen statt Haben
	4.2 Gewinnen durch das Zeugnis Einzelner
	4.3 Gewinnen durch Gemeinschaft: Belonging before Believing
	4.4 Den kulturellen Graben überwinden
	4.5 Gewinnen wollen zur Nachfolge
	4.6 Gewinnen wollen zur Nachfolge in der Gemeinschaft
	5. Merkmale gesunder Gemeinden
	II. Einheit: Konkretionen – Zwei Beispiele für Evangelisation
25 – 42	aus der Anglikanischen Kirche
	1. Traum von Kirche
	1.1 Erwin McManus – Eine unaufhaltsame Kraft
	1.2 Paradigmenwechsel im Evangelisationsverständnis
	2. Der Emmaus-Kurs
	2.1 Lukas 24
	2.2 Die Prinzipien
	2.3 Der Aufbau des Emmaus-Programms
	3. Herausforderung zum missionarisch verstandenen Plural
43	Kontakt Daten
44 – 46	Literaturverzeichnis

VORWORT

Sehr lange konnten wir davon ausgehen, dass die meisten Menschen in irgendeiner Weise in unsere Kirche hineingeboren wurden und dann mehr oder weniger hineinwuchsen. Diese Zeiten sind offensichtlich vorbei. Viele Menschen sind als ‚Pilger‘ oder als Suchende unterwegs. Andere scheinen überhaupt nicht mehr für religiöse Fragen ansprechbar zu sein oder verneinen eine Einbindung in Gruppen oder Gemeinschaften der Pfarrei oder andere kirchliche Strukturen.

Die katholische Kirche erreicht mit ihrer Botschaft nur noch eine Minderheit der deutschen Bevölkerung; von zehn verschiedenen Milieus, die die SINUS-Studie von 2005 beschreibt, lassen sich ganze drei, höchstens vier von der Kirche ansprechen; das Spektrum in den Pfarreien ist noch enger.

Seit einigen Jahren entdeckt die Kirche den altchristlichen Katechumenat als einen erprobten und lebendigen Weg des Christwerdens neu. Glaubenskurse für Erwachsene erscheinen vermehrt auf dem deutschen Büchermarkt; einzelne Gemeinden und Dekanate erproben verschiedene Angebote für Erwachsene, die sich mit Glaube und Kirche

beschäftigen wollen. Gleichwohl kann man den Eindruck bekommen, dass all diese Aufbrüche von einer gewissen Hilflosigkeit geprägt sind; manche sprechen sogar von einer missionarischen Sprachlosigkeit der Kirche. Wir erleben uns als ungeübt darin, auf Menschen evangelisierend zuzugehen. Wir tun uns schwer darin, ‚Deutschland als Missionsland‘ zu entdecken.

Was bedeutet diese Situation für das Selbstverständnis der Kirche, eine missionarische Kirche zu sein und das Evangelium allen Menschen zu verkünden? Wie können Menschen, die nicht in der Kirche beheimatet sind, einen Zugang zum Glauben finden? Wie finden Suchende, die nicht religiös oder christlich erzogen wurden, einen Zugang zum Geheimnis des christlichen Glaubens? Was bedeutet ‚Evangelisierung‘, was bedeutet ‚Mission‘ im 21. Jahrhundert?

Im Horizont dieser Fragen bot der Fachbereich Verkündigung in den Jahren 2006 und 2007 eine kleine Reihe von Veranstaltungen an unter dem Titel „Evangelisation auf katholisch“. Ziel dieser Reihe war es unter anderem, den Blick aus dem Binnenbereich hinaus zu richten

insbesondere auf interessante evangelische und freikirchliche Initiativen. Im Rahmen eines Studientages wurden die gemachten Erfahrungen reflektiert; begleitet wurde dieser Studientag von Prof. Dr. Michael Herbst, der an der Universität Greifswald den einzigen deutschsprachigen Lehrstuhl zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung inne hat.

Das vorliegende Bändchen dokumentiert den Vortrag von Prof. Herbst. Neben der kompetenten Grundlegung zum Thema Evangelisation und den lebendigen Praxisbeispielen aus der anglikanischen und amerikanischen Kirche erinnert Herbst an eine so alte wie neue Wahrheit: Gott selbst ist die Herausforderung für die Entwicklung evangelisierender Gemeinden!

Hildesheim, im Mai 2008

Dr. Christian Hennecke
Leiter des Fachbereich
Verkündigung

Matthias Kaune
Referent im Fachbereich
Verkündigung

Evangelisation auf katholisch

Michael Herbst

I. Einheit: Klärungen: Worum geht es, wenn Gemeinden heute evangelisieren?

1. Einleitung

„Ein Mann stöbert in einem kleinen Antiquitätengeschäft [...]. Der Laden ist überwiegend mit Nippes und wertlosen Sachen voll gestellt. Aber auf dem Boden bemerkt der Mann etwas, das wie eine chinesische Vase aussieht. Als er sie genauer in Augenschein nimmt, stellt sich heraus, dass es sich um ein kostbares Stück aus der Ming-Dynastie handelt, das von unschätzbarem Wert ist. Sie ist mehr wert als alle Dinge in diesem Laden zusammen. Der Besitzer hat eindeutig keine Ahnung, welchen Wert dieses Stück hat, denn die Vase ist mit Milch gefüllt und die Katze trinkt daraus. Der Mann sieht die Chance gekommen, das Geschäft seines Lebens zu machen. Er legt sich ganz schlau eine Methode zurecht, wie er die Vase zu einem Bruchteil ihres Wertes erwerben kann. „Sie haben da eine ganz außergewöhnliche Katze“, sagt er zu dem Besitzer. „Wie viel verlangen Sie dafür?“ „Oh, die Katze ist nicht zu verkaufen“, sagt der Besitzer. „Sie hält den Laden von Mäusen frei.“ „Ich muss sie unbedingt haben“,

entgegnet der Mann. „Wissen Sie was? Ich gebe Ihnen 100 Dollar für sie.“ „Das ist sie eigentlich nicht wert“, lacht der Besitzer, „aber wenn Sie sie unbedingt haben wollen, dann gehört sie Ihnen.“ „Ich brauche noch etwas, um sie füttern zu können“, fährt der Mann fort. „Ich lege noch zehn Dollar drauf und nehme auch dieses Schälchen, aus dem sie trinkt.“ „Oh, das geht nicht. Dieses Schälchen ist tatsächlich eine antike chinesische Vase aus der Ming-Dynastie. Sie ist mein kostbarster Besitz und von unschätzbarem Wert. Aber das Witzige ist: Seit ich diese Vase habe, habe ich schon 17 Katzen verkauft.“¹

Liebe Schwestern und Brüder, die Fähigkeit, anderen einen Wert beizumessen, gehört zu den kostbarsten Gaben der Welt. Intensive Gemeinschaft hat etwas damit zu tun, im anderen etwas Wertvolles und Kostbares zu sehen. In aller Unscheinbarkeit trägt der andere ein unsichtbares Etikett Gottes: Mein kostbarster Besitz. Im Hebräischen Wort „kbd“ [„kabod“] vermengen sich dabei mehrere Komponenten: Gewicht, Ehre, Anerkennung, Herrlichkeit. Ich möchte die These aufstellen, dass die entscheidende Herausforderung der

Evangelisation, egal ob katholisch oder evangelisch, darin besteht, Menschen so anzusehen und mit ihnen so umzugehen, dass für sie erfahrbar wird: Ich habe bei Gott „kbd“. Mein Leben hat Gewicht beim lebendigen Gott. Ich bin ihm so wichtig, dass er mich sucht und in einen dauerhaften Wortwechsel mit mir eintreten will. Er will, dass ich ihm vertrauen und folgen lerne. Das sollen Menschen erleben, hören, verstehen und spüren, wenn sie der Kirche begegnen: Ich bin von Gott geliebt gesucht und mein Leben hat vor ihm Gewicht und Bedeutung.

Damit bin ich mitten in meinem Thema: Worum geht es, wenn Gemeinden heute evangelisieren? Welche Herausforderungen stellen sich uns da? Ich möchte mit Ihnen einige solcher Herausforderungen anschauen. Ich beginne mit den Herausforderungen aus der Krise der Kirchen, bleibe dabei aber nicht lange, sondern spreche bald über die Herausforderung aus dem Evangelium. Als drittes sehe ich drei Herausforderungen durch den veränderten Kontext, als viertes spreche ich über Herausforderung in der Entwicklung gesunder Gemeinden.

Noch einmal meine These: Gott selbst ist die entscheidende evangelistische Herausforderung für unsere Kirche.

2. Die Herausforderung durch die Krise der Kirchen

Ich habe gezögert, ob ich darüber sprechen, ja das an den Anfang stellen sollte. Wir sind gewohnt, so zu beginnen. In der evangelischen Kirche sind viele bereits wie gelähmt: Inhaltliche Gespräche über den Glauben oder die Sendung der Kirche werden blockiert durch Krisengespräche und den Zwang zur Anpassung der Strukturen. Manche von uns wachen auf und sorgen sich, wie es weitergehen soll. Abbau von Pfarrstellen, Streichung von Zuschüssen, Zusammenlegung von Gemeinden und Kirchenkreisen. Das ist die finanzielle Krise. Der Wittenberger Reformkongress Ende Januar 2007 stand eben unter diesem Eindruck: Wenn wir nichts tun, dann werden wir 2030 ein Drittel weniger Mitglieder haben und nur noch die Hälfte unserer jetzigen Finanzmittel.

Weniger durch Austritte als durch Überalterung, im Osten auch durch Abwanderung setzt sich das allmähliche Abschmelzen des Mitgliederbestandes fort, verbunden mit der Alterung der gottesdienstlichen Gemeinde. Das ist die Mitgliederkrise.

Sie wird auch durch Events wie den Kirchentag oder den Weltjugendtag nicht aufgehoben. Nach den großen Events, so der katholische Soziologe Michael Ebertz, „kehrt dann die Normalität zurück,

EVANGELISATION AUF KATHOLISCH

friedlich, höflich, friedhöflich.“² Der Spiegel titelte nach Papst Benedikts Besuch 2005: Gläubige verzweifelt gesucht. Heimkehr des Papstes in ein unchristliches Land.“ Es ist kaum aggressive Abwehr des Christlichen, sondern überwiegend neutrale Distanz, Indifferenz. Wir haben trotz aller Rückkehr der Religion eine Relevanzkrise zu bestehen.

Dazu kommt unsere innere Verunsicherung, bis in den Stand der Pfarrer und Priester hinein, Verunsicherung im Gebet und Verunsicherung in der Berufsrolle, Verunsicherung im Glauben und in der Zielsetzung von Gemeindearbeit. Für meine Kirche muss ich sagen: Sie ist dann schnell in der Gefahr der Selbstsäkularisierung, wie es Wolfgang Huber nennt. Wir müssen gerade im Ringen um Relevanz Acht geben, dem Evangelium treu zu bleiben und zu erfragen, was denn seine Botschaft für unsere Zeit ist. Das ist unsere Identitäts- oder Orientierungskrise.

Zugleich aber sollen wir unter veränderten Bedingungen die Kirche des 21. Jahrhunderts bilden und wissen, sind also mitten in einer Strukturkrise.

Ich will es als westfälischer Pfarrer, der nun pommerscher Professor ist, noch einmal zuspitzen für unseren ostdeutschen Kontext: Wenn ich von unserer Krise spreche, dann ist es eben die Krise einer schrumpfenden Kirche in der Diaspora.

Die konfessionelle Lage in Deutschland Anfang des 21. Jahrhunderts ist ja gespalten: Zum einen gibt es eine Nord-Süd-Achse, mit evangelischer Dominanz im Norden und einem eher katholischen Süden. Zum anderen gibt es eine West-Ost-Achse, mit dominanter Kirchenmitgliedschaft im Westen und überwiegender Konfessionslosigkeit im Osten. Im Westen gehören etwa 70% der Bevölkerung den beiden großen Kirchen an, während dies im Osten nur für etwa 25% der Bevölkerung gilt. Für den Osten ist also für Kirchenmitglieder eine besondere Art von Diaspora festzustellen: Konfessionslosigkeit ist der Normalfall, auch im Lebensgefühl der Menschen. Auffällig ist, wer abweicht und zur Kirche gehört oder sich gar dort engagiert.³ „Ostdeutschland ist so areligiös, wie Bayern katholisch ist“, formuliert es der Erfurter katholische Philosoph Eberhard Tiefensee.⁴

Die Ursachen sind komplex und nicht nur die Repressionen der DDR-Diktatur können für diese Situation verantwortlich gemacht werden.⁵ Der Erfolg der DDR-Propaganda hatte etwas mit einem Boden zu tun, der durch religiöse Indifferenz und kirchliche Abstinenz gut vorbereitet war. Neu aber ist die überindividuelle Verankerung des Atheismus: Nicht nur Einzelne sind konfessionslos geprägt, sondern weite Teile der öffentlichen Kultur,

des Bildungswesens, der zivilgesellschaftlichen Orte.⁶ Eine Besonderheit stellt auch der „brain drain“ dar: der Verlust an höher gebildeten Mitgliedern der Kirche durch Flucht, Entzug gleicher Bildungschancen für kirchlich gebundene Jugendliche und (erneut nach 1989) Migration.

Zwei Drittel der ostdeutschen Konfessionslosen sind nicht in erster Generation, sondern waren selbst immer schon konfessionslos.⁷ Wer heute erst aus der Kirche austritt, begründet dies im Osten mit der Bedeutungslosigkeit von Religion/Glauben für sein Leben, während im Westen durchaus noch mit der Möglichkeit eines „Christseins ohne Kirche“ operiert wird. Der familiäre Hintergrund ostdeutscher Konfessionsloser weist zumeist einen negativen Einfluss der Eltern auf die eigene Religionsnähe aus. Religiöse Indifferenz oder auch Ablehnung der Eltern, aber auch der Lehrer spielen eine starke Rolle für die eigene Distanz zu allem Kirchlichen.⁸ Und das zeigt sich auch in Überzeugungen: „Mehr als drei Viertel der ostdeutschen Konfessionslosen negieren den Gottesglauben und tendieren dabei zum bekennenden Atheismus.“⁹ Selbst unter den ostdeutschen Kirchenmitgliedern äußern sich 10% als Atheisten. Ganz auffällig ist der enge Zusammenhang von Glaubensüberzeugung und Beteiligung am kirchlichen Leben bzw. empfundener Verbundenheit

mit der Kirche. Je größer die Verbundenheit, desto „orthodoxer“ auch die Überzeugungen. Fragt man Konfessionslose, ob sie beten, so trifft man im Westen eher betende Konfessionslose an als im Osten. Und auch hinsichtlich alternativer religiöser Praktiken ist der Ostdeutsche nicht gerade „anfällig“ (mit kleinen Ausnahmen beim lang verwurzelten Aberglauben).¹⁰ „Ostdeutsche fahren auch nicht zum Dalai Lama.“¹¹ Ein konfessionsloser Ostdeutscher bleibt der Kirche gegenüber skeptisch: Kompetenz in Sachen Kindererziehung möchte er der Kirche jedenfalls ungern zuschreiben.¹² Die Tiefenprägung ist nicht zu unterschätzen: Die für das religiöse Leben fundamentale „Transzendenz-Immanenz-Codierung“¹³ ist dem Konfessionslosen nicht zugänglich oder aber nicht relevant. Er müsste also erst die Frage stellen, bevor wir mit dem Antworten beginnen könnten. Kurzum: „Macht euch nichts vor. Wir Osis sind immun gegen Religion.“

Ich habe gezögert, davon zu sprechen. Warum? Weil wir gewohnt sind, so zu beginnen und dann nicht mehr davon loskommen, uns tief hineinsorgen in die offene und unklare Zukunft. Aber nicht davon zu reden, hieße, die Ausgangslage aus dem Blick zu verlieren und sich Illusionen zu machen, sei es die Illusion blühender volkskirchlicher Landschaften, sei es die Illusion

EVANGELISATION AUF KATHOLISCH

deutscher Willow Creek Filialen mit entsprechendem Zustrom der Massen. Nein, wir müssen davon ausgehen, dass wir eine Kirche sind, die in der Krise steckt. Wenn Matthias Bartels heute noch von der Lage in der Pommerschen Kirche erzählen wird, werden Sie merken, dass das für uns ein täglich gegenwärtiges Thema ist, unausweichlich, bedrohlich und bedrückend, mitgänzlich offenem Ausgang, auch in der Frage, ob es in 10 Jahren noch eine Pommersche Evangelische Kirche geben wird oder nicht.

Ich stelle also diese Herausforderung an den Anfang, kommentiere sie aber dreifach: »Erstens: In der Verknappung der Möglichkeiten kann auch ein Anruf Gottes stecken. Als die Anglikanische Kirche fast bankrott war, meint Bischof John Finney¹⁴: Jetzt redet Gott in einer Sprache mit uns, die selbst wir Bischöfe verstehen: Geld. Sie verstanden die Krise als Zeichen zum Aufbruch, zur Besinnung auf das, wozu Kirche da ist. Wenn uns das nicht gelingt, werden wir immer weiter und weiter „downsizen“, von Strukturreform zu Strukturreform uns immer mehr verkleinern, aber nicht mehr neu in die Zukunft der Kirche investieren. Natürlich müssen wir abbauen, und wir brauchen auch Trauerrituale in diesem notvollen Gemeindeabbau. Aber zugleich müssen wir fragen, an wel-

chen Stellen wir zugleich mutig investieren sollen, auch Geld in die Hand nehmen sollen, um den Neuanfang zu wagen. Kameralistische Gerechtigkeit vermag das nicht: Sie schneidet mit dem Rasenmäher und verteilt mit der Gießkanne. So wird alles gleichmäßig schwächer und nirgends darf mutig etwas Neues aufwachsen. Vielleicht ruft uns Gott jetzt auch zu unternehmerischem Mut.

»Zweitens: Das aber setzt voraus, dass wir nicht in der Krise selbst gottlos von der Kirche reden. Gottlos von der Kirche redet, wer nun nicht mehr mit Gott rechnet, wer allen Ernstes denkt, er könne und müsse mit seinem Einsatz die Kirche die retten, er müsse es, weil mit Gott leider nicht mehr zu rechnen sei. Gemeindeaufbau etsi deus non daretur. Gemeindeaufbau ohne Gebet, ohne Zuversicht, ohne Verheißung.

»Drittens: Dann besteht die Herausforderung darin, in der Krise nach Gott zu fragen, umzukehren von falschen Wegen, heimzukehren aus der Selbstmächtigkeit und neu zu fragen: Was willst du? Was verheißt du? Und was können wir dazu beitragen? Natürlich brauchen wir auch ein gutes Krisenmanagement, aber dieses Krisenmanagement wird umso besser sein, je mehr wir miteinander still werden und hören. „Wenn Ihr umkehrtet und stille bliebet, so würde euch geholfen; durch

Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.“¹⁵ Dies ist auch die Zeit, sich zu treffen zum Beten, zur Beichte und zum Hören auf Gottes Gesetz und Evangelium.

»Viertens: Dann würde uns auch deutlich werden: Deutschland ist Missionsland. Das ist ja etwas, das in unseren Kirchen gleichermaßen zu entdecken ist: Gerhard Hilbert hat das 1916 bereits gesagt. Wolfgang Huber spricht davon, dass wir dem Anspruch nach Volkskirche sind, also Kirche für alle, in Wirklichkeit aber lange schon nicht mehr die Kirche aller, sondern Missionskirche für alle. Die Deutsche Bischofskonferenz sprach im Jahr 2000 davon, es sei nun „Zeit zur Aussaat“. Und so ist das Stichwort immer wieder einmal aufgegriffen worden, zuletzt von Matthias Sellmann, einem katholischen Theologen in einem Sammelband: Deutschland – Missionsland. Zur Überwindung eines pastoralen Tabus (Freiburg 2004). Man mag das merkwürdig, gar befremdlich finden, aber es ist wenigstens aufrichtig, und es ist für den Glauben auch nicht bedrohlich. Mission bedeutet ja: Gott sucht uns, weil unser ganzes Leben bei ihm Gewicht hat. Es wertet uns nicht ab, unser Land als Missionsland zu sehen. Es ist eine verheißungsvolle Zeitansage, wenn wir Missionsland sind: Gott hat etwas vor mit uns. Neues wird wachsen, auch wenn vieles Alte sterben muss. Sind wir Missionsland, dann haben

wir Zukunft. Gehen wir gottlos mit der Krise um, wird es recht schlimm. Christian Hennecke schreibt: „Zukunftsuntauglich erweist sich der, der die Verheißung Gottes nicht anzunehmen weiß, der mehr an sich glaubt als an Gott.“¹⁶

3. Die Herausforderung durch das Evangelium

Ich komme zum Anfang zurück, zu meiner These, dass die entscheidende Herausforderung evangelistischer Gemeindegarbeit darin besteht, Menschen so anzusehen und mit ihnen so umzugehen, dass für sie erfahrbar wird: Ich habe bei Gott „kbd“.

In Lk 7,36-50¹⁷ wird die Geschichte von Simon, dem Pharisäer erzählt, bei dem Jesus einkehrt und zu Gast ist. Eine geheimnisvolle Frau, offenbar mit denkbar schlechtem Ruf in der Stadt, kommt hinzu, benetzt Jesu Füße mit ihren Tränen, trocknet sie mit ihren Haaren und salbt sie mit kostbarem Öl. Es ist eine Dreiecksgeschichte zwischen Jesus, Simon und dieser namenlosen Frau.

Simon verletzt dabei fast alle Regeln der Gastfreundschaft: Er wäscht dem Gast nicht die Füße und gibt ihm auch keinen Kuss. Die zweifelhafte Frau tut es. Liest man die Geschichte von hinten, so wird deutlich: Sie muss etwas begriffen haben und in der Tiefe empfunden haben von der Wertschätzung, die

sie bei Gott erfährt, und von der Kraft der Vergebung, die mit ihrem verunzten Leben fertig wird. Wir haben jetzt nicht die Zeit, die tiefe Symbolik dieser Geschichte im Einzelnen zu betrachten. Die Frau mit ihren Tränen und ihrer Hingabe ist für mich das Bild der Gemeinde, zu dem uns das Evangelium herausfordert.

Die „Sünderin“ aus Lk 7 weiß: Ihr ist viel vergeben worden. Dann ist Gemeinde ein Ort, an dem Menschen erfahren: Ich bin geliebt und von Gott für wertvoll erachtet. Ja, ich bin so kostbar, dass ich Gott das Leben seines Sohnes wert bin. Gemeinde ist der Ort, an dem Menschen neu werden. Befreit von Schuld und böser Bindung, befreit, ihr Leben auch unter schwierigen Bedingungen neu anzupacken. Ich bin bewegt davon, was geschieht, wenn bei uns Menschen diese Erfahrung machen: eine ehemalige hohe Parteifunktionärin, der 1989 alles zusammenbrach und die im Glauben ein neues Fundament fand, eine junge Frau, die in ihrem Leben so viel Gewalt erfahren hat, dass sie sich nur wertlos fühlen konnte, und die bei ihrer Taufe unter Tränen sagt, wie viel Würde sie nun hat, und warum sie denen vergibt, die ihr so viel angetan hatten, ein Musiker, der auf dem Feuerwehrfest zum Musizieren in der Kirche angeheuert wurde, und der dort Gott fand und nun unbeirrt Menschen einlädt,

doch diese Entdeckung mit ihm zu teilen. Jesus macht es Simon deutlich: Liebe ist das Ergebnis erfahrener Zuwendung. „Ihre vielen Sünden sind vergeben.“ Darum:

Die „Sünderin“ aus Lk 7 zeigt viel Liebe: Dann ist Gemeinde auch der Ort, an dem erfahrene Liebe zu praktizierter Liebe wird. Gegenüber Jesus, gegenüber dem Gast, gegenüber dem, der es ebenso braucht wie ich selbst. Wir könnten sagen: Wir können jetzt Simon-Gemeinden sein, die zwar Gastmähler veranstalten, aber in denen niemandem die Füße gewaschen und gesalbt werden. Wir können öffentliches Ansehen genießen und doch Gottes Herausforderung verpassen, weil unsere Lippen nicht küssen, unsere Knie sich nicht beugen, unsere Augen nie weinen, unsere Hände nicht dienen. Oder wir können Gemeinden der großen Sünderin sein, weil wir gar nicht aufhören, über die Wertschätzung Gottes zu staunen und darum „viel Liebe“ zeigen, Gott in unserem Gebet und unseren schönen Gottesdiensten, unserem Nächsten durch unsere Aufmerksamkeit, Gastlichkeit und Dienstbereitschaft. Gott, indem wir uns nicht verschließen, wenn er sich danach sehnt, dass verlorene Menschen gefunden und in seine Nähe geführt werden, unserem Nächsten, indem wir nicht kühl daran vorbeisehen, dass sein Herz nicht zur Ruhe kommt, bis es bei ihm Ruhe

findet, indem wir ihm also das Evangelium gönnen. Missionsvergessenheit ist lieblos. Es gibt nicht nur lieblose Evangelisationen, es gibt auch eine Lieblosigkeit, die dem anderen das Evangelium vorenthält und verwehrt. Die Frau im Evangelium aber kam als verachtete Sünderin und ging als Königstochter. Wie viele Menschen warten darauf, dass ihnen irgendjemand sagt, dass sie etwas wert sind, und dass irgendjemand sie auch das Gewicht spüren lässt, das ihr Leben bei Gott besitzt. Trotz und in Arbeitslosigkeit, zerbrochenen Beziehungen, Sucht, Gewalterfahrung und Leere. Das ist die Herausforderung des Evangeliums: Viel Liebe zeigen, viel Vergebung erfahren. Das Bild einer solchen Gemeinschaft, klein oder groß, ist für mich ein Hoffnungsbild, das nicht nach unten drückt, sondern nach vorne zieht.

Evangelisation und Gemeindeentwicklung sind dann nicht die Anwendung einer bestimmten Methodik, sondern das Bemühen, möglichst vielen Menschen möglichst viele Gelegenheiten zu geben, dieser vergebenden und aufrichtenden Liebe Gottes in Jesus Christus zu begegnen und ihr in eigenem Glauben, Lieben und Hoffen zu antworten. Ich biete Ihnen das einmal als eine vorsichtige Definition an. Ich habe bei meinen Vorbereitungen gelernt¹⁸, dass der Begriff der Evangelisierung seit dem

II. Vatikanischen Konzil sehr häufig im katholischen Raum verwendet wurde, etwa 1975 im Apostolischen Schreiben „Evangelii Nuntiandi“ von Paul VI. Aber schon Paul Michael Zulehner warnt davor, den Begriff zu überladen und damit zu entleeren. Otmar Fuchs¹⁹ fand dafür den etwas frechen, aber dafür klaren Begriff: Evangelisierung dürfe nicht zur „Stopfgans“ werden, also zu einem Containerbegriff, der alles und darum nichts umfasse. Daher sage ich es heute so: Evangelisation und Gemeindeentwicklung dienen dem Bemühen, möglichst vielen Menschen möglichst viele Gelegenheiten zu geben, dieser vergebenden und aufrichtenden Liebe Gottes in Jesus Christus zu begegnen und ihr in eigenem Glauben, Lieben und Hoffen zu antworten.

4. Die evangelistische Herausforderung in einem veränderten Kontext

Jetzt wenden wir uns also wieder nach außen und betrachten unseren Kontext für evangelisierende Gemeinden. Ich sehe hier eine Reihe von Herausforderungen:

4.1 Gewinnen statt haben

Ich gehe davon aus, dass wir die Menschen nicht mehr „haben“, wie es frühere Zeiten vielleicht noch sagen konnten; wir müssen sie erst gewinnen. Wir uns im Osten ist das offenkundig, da kaum mehr als 20% der Menschen auch Kirchenmitglieder sind. Aber auch im Westen

EVANGELISATION AUF KATHOLISCH

wird es deutlicher: Wir haben nicht mehr automatisch den Zugang zu den Menschen; wir müssen sie erst davon überzeugen, dass es sinnvoll ist, mit uns Kontakt zu haben. Wir leben eben in einem Missionskontext.

Anders gesagt: Die alte, christentümliche Gesellschaft ordnete sich rund um die Kathedrale. Läden schmiegt sich an ihre Mauern. Das Leben ordnete sich um die Kirche, der Rhythmus der Tage und Wochen wurde von ihr bestimmt. Sie war die eine Agentur zur Vermittlung von Sinn und Orientierung. Man gehörte dazu, und die Zugehörigkeit wurde von Generation zu Generation weitergereicht. Evangelisation hielt man für überflüssig, sie bestand darin, dass Gemeindeglieder Kinder bekamen. Dieses Monopol haben wir nun wirklich unwiederbringlich verloren. An die Stelle der Kathedrale tritt der Marktplatz.

Ob es uns gefällt oder nicht: Die Menschen verhalten sich wie Käufer auf dem Markt. Sie wählen von diesem oder jenem Stand, was ihnen gefällt. Sie sind auch nicht unbedingt zuverlässige Stammkunden, sondern eher Wechselkunden, um nicht zu sagen Wechselwähler. Das Christentum muss sich davon verabschieden, durch die umgebende Kultur selbstverständlich gestützt zu werden. Es kann nur noch „persongestützt“ existieren, durch bewusste Wahl und Annahme des

Glaubens. Das ist die Kehrseite der Medaille: Wir haben sie nicht, sondern müssen sie gewinnen. Sie aber haben das Christsein nicht, sondern wählen es und nehmen es an.

Religiösen Pluralismus kannte die Antike auch, aber die frühe Christenheit betrat diesen religiösen Markt mit einem frischen, unbekannten, unverbrauchten und attraktiven Angebot. Alt waren die anderen. Heute aber betreten die Menschen den Markt und denken: den christlichen Stand kennen wir. Dort haben wir früher gekauft und wurden enttäuscht. Die Kriminalgeschichte der christlichen Händler von Sinn und Orientierung ist Grundsulwissen. Wer im Osten groß wurde, ist erfolgreich immunisiert: „Trau bloß der Kirche nicht!“ Wer im Westen groß wurde, winkt gelangweilt ab: „Nichts Spannendes zu erwarten!“ Viel interessanter und verlockender sind die zahlreichen Wegweiser ins Heilige, die sich da als neu und aufregend anpreisen. Im Westen ist es also eher Konkurrenz, im Osten eher Indifferenz. Noch deutlicher: im Westen locken andere, während man im Osten Gott gar nicht erst denkt – und auch nichts vermisst. Für den östlichen Markt hat Hansjörg Hemminger ein treffendes Bild: Wir haben nicht so sehr Konkurrenz zu fürchten als Abstinenz. Die Kirche im Osten ist in der Situation eines Zigarreten-

konzerns, der einmal ein Monopol hatte. Inzwischen neigen aber die Menschen zu der Meinung, es sei besser, das Rauchen ganz aufzugeben. Nur schwache und abhängige Menschen greifen noch zum Glimmstängel, starke und unabhängige enthalten sich ganz. Die Konkurrenz kleinerer Zigarettenhersteller ist da ein vergleichsweise unbedeutendes Problem. Das Hauptproblem ist die langjährige Propaganda gegen das Rauchen.²⁰

In jedem Fall braucht also der christliche Evangelist auf diesem Markt besondere Bemühungen, um Menschen, wohl eher einzelne als Massen, wieder aufmerksam und aufnahmebereit zu machen. Er muss plausibel machen können, warum es sich lohnt, gerade diesen Marktstand wieder aufzusuchen. Vor allem muss er seine Zurückhaltung aufgeben und wirklich „gewinnen wollen“. So weit greift das Markt-Bild. Nun aber müssen wir es verlassen.

4.2 Gewinnen durch das Zeugnis Einzelner

Wenn Wolf Krötke Recht hat, haben wir die Menschen massenhaft verloren, werden sie aber nur als einzelne wiedergewinnen. Hier müssen wir das Marktbild verlassen, weil es nicht darum geht, wie ein Händler am Markt Waren oder Dienstleistungen feilzubieten. Zwar ist ein guter Service gewiss etwas, was dem Evangelium nicht widerspricht – wir könnten da noch

einiges lernen! –, aber es geht nicht um den Austausch von Waren und Dienstleistungen. Viel besser gefällt mir das Bild, mit dem der anglikanische Emmaus-Glaubenskurs arbeitet: Menschen, so hat es John Finney in einer Langzeitstudie erforscht²¹, werden vor allem durch Beziehungen zu Christen gewonnen, die kontakt- und auskunftsfähig sind. Alle anderen Bemühungen der Kirche fallen weit zurück gegenüber diesem Faktor „B“, den ernsthaften, sensiblen und doch auskunftswilligen Kontakten von Christen gegenüber Kirchendistanzierten, Suchenden und Konfessionslosen.

Alltagsmissionare möchte ich diese Zeugen Gottes nennen, keine Mini-Theologen! Diese Alltagsmissionare haben eine einfache Grammatik, die sich leicht konjugieren lässt: Ein Ich hat etwas erlebt und kann davon erzählen, ein Du wird freundlich angesprochen und fühlt sich ernst genommen, aber auch berührt. Dabei ist von Ihm die Rede, dem Dritten im Bunde, der beiden als großzügiger und starker Gott begegnet.

Manfred Seitz²² beschreibt treffend die Kürze und Prägnanz solchen Redens: „Der Glaube des Menschen ... beruhte nicht auf möglichst großer und umfassender Informiertheit über das, was man wissen konnte, sondern auf wenigen einfachen, in Herz und Seele gesetzten Mitteilungen des Heiligen Geistes durch

Bibel, Gottesdienst, Predigt, Zeugnisse und persönliche Zusprüche, in denen sich das Ganze des Heilsangebotes verdichtet.“

Mir liegt an diesem bescheidenen Ansatz der kleinen Erzählungen, die doch offensichtlich so überraschend sind, dass sie andere Menschen „öffnen“. Da ist kein Eifer im Missionarischen, kein evangelistischer „Überdruck“, der so unausstehlich sein kann, eher eine stille und kraftvolle Selbstverständlichkeit, die offenbar denen leichter und eher zuwächst, die erst neu dazukommen. Und dann verbindet sich dieses schlichte Zeugnis mit Angeboten der Gemeinde, in denen es tiefer und weiter gehen kann, zu denen die schlichten Alltagsmissionare die Türe öffneten.

Aber hier liegt etwas: Was uns wichtig und lieb wurde, das geben wir gerne weiter. Wenn uns das Evangelium begeistert, dann erzählen wir auch davon. Wir werden liebevolle Kontakte pflegen, wir werden das auch ohne Nebengedanken tun, aber es wird uns selbstverständlich, wenn es passt, auch von unserem Glauben zu erzählen. Und es liegt uns am Herzen, dass Menschen, die wir mögen, auch erfahren, wie gut es ist, in der Nachfolge des Gekreuzigten zu leben. Wir werden auf natürliche Weise davon sprechen, was uns wichtig ist. Das, was ich so im Indikativ sage, ist aber oft nicht

einmal ein Konjunktiv. Es ist in unseren Gemeinden in der Regel schwach ausgeprägt: Wir müssten es üben. Wir müssten eingestehen, dass wir selbst erst wieder die Freude des Evangeliums kennen lernen müssten. Wir brauchen es, evangelisiert zu werden, bevor wir anderen das Evangelium zutragen.

Jasmin ist Ende 30. Und sie hat viel hinter sich. Sie hat nur eines nicht hinter sich: eine kirchliche Laufbahn. Kirche kam einfach in ihrem Leben nicht vor. Aber Gewalt kam vor, zu Hause, wieder und wieder. Alkohol kam vor. Wieder Gewalt, jetzt aber von ihrem Partner. Scheidung. Mit zwei Kindern allein. Enttäuschung durch Männer. 14 Jahre Arbeitslosigkeit. Da sah Jasmin ein Plakat, das zu einem Frühstückstreffen für Frauen einlud. Aus irgendeinem Impuls ging sie hin. Fühlte sich wohl. Kam ins Gespräch mit einer Mitarbeiterin. Einige Monate später besucht Jasmin einen Grundkurs des christlichen Glaubens. Am Ende des Kurses entscheidet sie sich, sich taufen zu lassen. Bei ihrer Taufe erzählt sie ihre Geschichte. Sie tut es unter Tränen. Aber das macht nichts, denn auch die, die mitfeiern, haben Tränen in den Augen. „Ich bin etwas wert, trotz all der schlimmen Erfahrungen, und obwohl schon so lange niemand meine Arbeitskraft braucht. Ich kann anderen wieder in die Augen schauen.“ Seit ihrer Taufe arbeitet sie in der Gemeinde mit. Ihr

Dienst ist es, den Gottesdienst-raum vor jedem Gottesdienst herzurichten. Inzwischen hat sie sogar Arbeit gefunden, als Altenpflegshelferin. Vor einiger Zeit ist ihr Vater gestorben. Jasmin fuhr noch zu ihm ins Krankenhaus, söhnte sich aus mit ihm. In den letzten Tagen las sie ihm, der als junger NVA-Soldat aus der Kirche austrat, die Geschichte vom verlorenen Sohn vor. Der Vater wurde ganz still und sagte nur: „Das ist ja meine Geschichte.“ Eine junge Frau, keine großen Kenntnisse von Theologie und Bibel. Das 1x1 hat sie gelernt. Im Grundkurs hat sie diese eine Geschichte begriffen, mit Herz und Verstand: Der Vater steht und wartet auf verlorene Töchter und Söhne. Das glaubt sie, also redet sie, und was sie redet, das glaubt sie. Durch sie wird Kirche auskunftsfähig. Aber da wo es solche Menschen gibt, da bewegt der Heilige Geist eben auch in schwierigsten Umgebungen Menschen und öffnet sie, wo wir nur eine nahezu unüberwindlich scheinende Verslossenheit sehen, für die Liebe Gottes. Da tut sich etwas, das wir nicht in Gang setzen können, das uns aber staunen lässt.

4.3 Gewinnen durch Gemeinschaft: Belonging before Believing

Denn die zweite Emmaus-Einsicht lautet: Menschen kommen zum Glauben, wenn sie über längere Zeit begleitet werden und die Chance bekommen, in überschaubaren

Gruppen das Evangelium selbst zu entdecken. Das geschieht sehr häufig in Glaubenskursen. Das bedeutet: Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ist nicht die Folge, sondern eine Bedingung für das Entstehen von persönlichem Glauben. Dabei ist jeder Faktor wichtig: Zeit (die Menschen brauchen oft lange, bis sie gewonnen sind), Begleitung (durch eine Art von persönlicher Patenschaft) und Gespräch, die kleine Gruppe, die herzliche Atmosphäre, Tischgemeinschaft und das deutliche Glaubensthema. Es ist also nicht so, dass Menschen erst zum Glauben kommen und dann Gemeinschaft suchen, sondern es ist genau umgekehrt so, dass Menschen Gemeinschaft mit Christen finden und dort der Glaube zur Welt kommt. In England hat Robin Gill dies auf die Formel gebracht: *Belonging before believing*.

Gemeinde muss also zu einem sicheren Raum werden, in dem ein glaubensförderliches Klima für Menschen auf unterschiedlichen Etappen der geistlichen Reise entsteht. Dazu wiederum bedarf es einer eigenen missionarischen Mentalität, die das Leben der Gemeinde aus der Perspektive derer sieht, die noch nicht glauben oder gerade beginnen zu glauben. Und es bedarf spezifischer Angebote der Einführung in christliches Glauben und Leben, etwa in Grundkursen des Glaubens. Wir brauchen dazu ein „Klima des

Glaubens“ im Sinne von Lk 7 gegenüber einer allgemeinen Atmosphäre des Unglaubens. Es ist nicht genug, vom Glauben zu reden. Der Glaube braucht bestimmte klimatische Umstände, um entstehen und wachsen zu können. Ein Klima ist mehr als eine inhaltlich korrekte Auskunft! Es ist die Atmosphäre, die dazu führt, dass wir uns wohl fühlen und öffnen oder aber abgestoßen werden. Es braucht freilich auch die Auskunft, die nicht durch eine unklare, wenn auch herzliche Stimmung ersetzt werden kann. Die Gemeinde soll sich also um eine Atmosphäre des Glaubens mühen, in der Menschen so von der Liebe Gottes berührt und bewegt, aufgeklärt und zur Entscheidung befreit werden, dass sie beginnen, ihr Leben neu im Glauben zu leben.

Dazu bedarf es aber einer kulturellen Entscheidung:

4.4 Den kulturellen Graben überwinden

Wir betrachten die Dinge meist nur aus unserer Perspektive: Wir kennen die Bibel, mindestens einigermaßen. Wir sind vertraut mit der Liturgie im Gottesdienst. Wir verstehen die kirchliche Insidersprache, jedenfalls meistens. Wir mögen unsere Lieder und die große Tradition unserer Kirchenmusik. Und vieles ist uns so selbstverständlich, dass wir uns kaum vorstellen können, dass diese ganze Welt kirchlicher Kultur anderen Menschen fremd, seltsam und

unzugänglich erschiene. Genau das aber ist der Fall.

Eine der größten Herausforderungen ist es, um des anderen Menschen willen, nach dem Gott sich sehnt, die Perspektive zu wechseln: Vom Ich zum Du! Nicht wie gefällt mir das Gemeindehaus? Nicht: Welche Musik höre ich gerne im Gottesdienst? Nicht: Wie vertraut sind mir die alten liturgischen Texte und Melodien? Nicht: Was brauche ich, wenn ich zur Gemeinde gehe. Wenn Sie einmal versuchen, einen Nachbarn, einen Freund oder eine Kollegin mit in den Gottesdienst zu nehmen, dann wissen Sie sofort, wovon ich spreche. Plötzlich nehmen wir alles mit den Ohren und Augen des anderen wahr und fragen bang: Wie geht es ihm damit jetzt? Hilft es ihm, etwas mehr von dem Geheimnis zu verstehen oder stößt es ihn ab? Es geht nicht um eine Anbiederung. Es geht nicht darum, das Evangelium auf RTL-Niveau zu bringen. Aber es geht darum, unnötige Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Oft sind es Hindernisse im Stil und in der Sprache, manchmal aber auch ein mangelhaft ausgeprägter Sinn für evangelistische Gastfreundschaft.

Ich möchte es mit einem etwas seltsamen Beispiel illustrieren:

Das Problem: Vielen Menschen geht es mit dem Evangelium so wie einem Menschen, der Tolkiens „Herr der Ringe“ nie gelesen hat und nun

folgende Sätze hört: „Ich habe wirklich gute Nachrichten für Sie. Sie müssen nicht mehr die böse Macht Saurons fürchten. Zwar ruht sein böses Auge immer noch auf Gondor, aber mit den Gaben von Galadriel werdet ihr es schaffen, das Böse zu besiegen. Folgt einfach der Spur von Smeagol und sucht Euren Weg nach Minas Tirith. Vertraut Gandalf dem Weisen; er wird Euch beschützen. Ist das nicht eine frohe Botschaft?“ Einige Ringfans werden die Worte verstehen, für viele andere hier hätte ich ebenso das Telefonbuch von Shanghai vorlesen können. So fremd aber ist vielen Menschen in einer Kultur, die sich vom Christentum entfernt, unsere kirchliche Sprache. Das ist sicher bei uns in Pommern noch einmal anders als hier. Bei uns kann es passieren, dass Menschen mit dem Namen Jesus Christus nichts mehr identifizieren. Aber die Probleme nehmen auch in den westlichen Landesteilen zu: Was wissen Menschen denn wirklich noch vom Evangelium?

Nun mache ich es kurz, denn dieser Gedanke ist nicht mehr ganz neu – hier liegt wohl das Herz der Willow-Creek-Arbeit: Wir wollen alles tun, damit kirchendistanzierte Menschen einen Zugang zum Glauben und zur Gemeinde bekommen. Wir wollen nicht von dem ausgehen, was uns lieb und vertraut ist, sondern von dem, was anderen hilft,

dem Evangelium zu begegnen. Nicht die anderen müssen zuerst einmal unsere Sprache lernen, sondern wir wollen die Sprache der anderen lernen, um ihnen das Evangelium sagen zu können. Das ist die Haltung des Apostels Paulus, der allen alles werden wollte, nur um einige zu gewinnen (1 Kor 9,19-23).

Verweigern wir uns hier, dann reißen wir einen Graben auf oder vertiefen ihn: Und es ist wichtig sich klar zu machen, dass für viele Menschen der Zugang zum Glauben nicht durch das Ärgernis des Kreuzes entsteht, sondern durch diesen Graben. Sie verstehen uns nicht. Sie finden unsere Musik merkwürdig. Sie fühlen sich nicht willkommen. Sie finden keinen Zugang zu unseren Themen. Sie entdecken nichts aus ihrem Leben bei uns. Noch einmal: Paulus, der mit großer Entschiedenheit das Evangelium verteidigte und hier keinen Kompromiss duldet, war gleichzeitig bereit, alles zu tun, um Menschen zu gewinnen, und alles zu lassen, was Menschen unnötig behindert hätte, um zum Glauben zu kommen. Und auf unserer Seite geht es dann so: Wir denken auch nicht an die, die nicht kommen, weil sie ja nicht kommen.

4.5 Gewinnen wollen zur Nachfolge

Für alle Glaubenskurse wesentlich ist das, was Burghard Krause in Göttingen eine „Umkehrliturgie“ nennt und was Jens-Martin Sautter „Inszenierung der Antwort“²³ nennt,

EVANGELISATION AUF KATHOLISCH

also eine Möglichkeit, auszusprechen, dass ein Mensch fortan in der Nachfolge Christi leben möchte. Das ist das Ziel der Evangelisation: die persönliche Antwort des Lebens in Glauben, Lieben und Hoffen. Aber diese Antwort sollte nicht verborgen bleiben, sondern eine leibliche Gestalt annehmen, ob das nun in einer Beichte, einem Gebet zur Erneuerung des Taufversprechens in der Osternacht oder einem Bekenntnis am Ende eines Glaubenskurses geschieht. Es ist eine enorme Hilfe, wenn sich leiblich äußern darf, was in einem Menschen entstand. Es ist ja der entscheidende Schritt vom Nicht-Glauben zum Glauben, ein Schritt, der vielleicht sehr viel Zeit gekostet hat, auch einmal schlaflose Nächte, lange Gespräche, Aufs und Abs, aber dann irgendwann reif war.

Paulus sagt es in seinem ältesten Brief auf unnachahmliche Weise (1 Thess 1,9f): Er erinnert sich in seinem Brief an die Thessalonicher, „wie ihr euch bekehrt habt zu Gott von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott und zu warten auf seinen Sohn vom Himmel, den er auferweckt hat von den Toten, Jesus, der uns von dem zukünftigen Zorn errettet.“ Diese Konversion ist sozusagen das Zwischenziel der Evangelisation. Danach geht es noch weiter.

Beides, Zwischenziel und Fortsetzung kann man sehr schön in „Zeit

zur Aussaat“²⁴ finden. Dort finden wir fast noch einmal eine Zusammenfassung dieses Kapitels:

Da ist als erster Schritt das Zeugnis des Lebens, oft ein Zeugnis ohne Worte. Das Leben lockt und es spricht eine eigene Sprache. Es zieht an, überrascht, berührt, öffnet, erweckt Neugier, überwindet Vorurteile. Die zugewandte Lehrerin, der hilfsbereite Monteur in der Werkstatt, die erfahrene Liebe in einem Hospiz, die etwas andere Pflege im christlichen Krankenhaus. Der gastfreundliche Nachbar. Das Kind, das fröhlich, laut und schief ein christliches Lied im Hausflur singt. Der Politiker, der für Verständigung und Ausgleich sorgt. Sie alle tun es, weil Gott es in sie hineingelegt hat, ganz ohne Taktik. Aber es weckt die Nachfrage oder es öffnet auch für das zerbrechliche Reden darüber, was unser Innerstes zusammenhält.

Das ist nämlich der zweite Schritt: das Zeugnis des Wortes. Es gibt ja so etwas wie eine „natürliche Zurückhaltung im Sprechen“, wenn es um das Heiligste im Leben geht. Aber zugleich wird der Mund nicht verschlossen bleiben, wenn das Herz voll ist. Anders gesagt: Es bleibt nicht bei der Wortlosigkeit, sie wäre für sich auch nicht Zeugnis, sie würde vielmehr zur „Pantomime der Selbstgerechtigkeit“.²⁵ Sie machte uns groß und bedeutend, aber nicht Christus.

Der dritte Schritt ist die Zu-

stimmung des Herzens. Die Begegnung mit Gott braucht auch „eine persönlich verantwortete, in eigener Erfahrung verwurzelte Glaubensentscheidung.“²⁶ „Die Botschaft des Evangeliums will gehört, aufgenommen und angeeignet werden, sie sucht die Zustimmung der Herzen der Menschen zur Wahrheit des Glaubens.“²⁷ Je weniger Menschen von Hause aus eine Prägung im Glauben mitbringen, je stärker sie erst als Erwachsene in Berührung mit dem Evangelium kommen, desto weniger wird diese persönliche Zustimmung des Glaubens etwas Seltsames, merkwürdig Pietistisches haben, sondern eine selbstverständliche Erfahrung sein: Eine gewinnende Kirche gewinnt tatsächlich – nicht Massen, aber einzelne! Meine Erfahrung als westdeutscher Pastor und nun ostdeutscher Professor ist einfach: Je größer die Entfremdung, desto unbefangener können wir damit umgehen, dass sich der neu aufblühende Glaube „äußert“, dass Antwort inszeniert sein will. Menschen kommen dann ohne Zwang zum Altar, lassen sich segnen und bekennen sich mit einem Gebet zu Christus.

Das führt viertens zum Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen. Das ist etwas, was wir Protestanten klarer in den Blick bekommen müssen. Es geht nicht um eine evangelische Vereinsmeierei. Es geht

um Biotope des Glaubens, in denen der frisch entstandene Glaube stark und mündig werden kann. Biotope des Glaubens können sehr verschieden aussehen, aber notwendig sind sie. Ohne Gemeinde überlebt der Glaube nur schwer. Es stützt und stärkt unseren Glauben, regelmäßig mit anderen zusammenzukommen, zu hören und zu beten, zu feiern und zu arbeiten.

Dass damit keine „ghettoartigen Fluchtburgen“ gemeint sind, wird spätestens deutlich, wenn wir uns den fünften und letzten Schritt anschauen, mit dem im Grunde genommen alles von vorne beginnt: Nun wird auch der neu gewonnene Mensch sich beteiligen am Apostolat der Kirche Jesu Christi. Der Zirkel von Lebenszeugnis und Zeugnis des Wortes wiederholt sich.²⁸

Damit ist ein letzter Aspekt dieser kontextuellen Praxis der Evangelisation auch schon benannt:

4.6 Gewinnen wollen zur Nachfolge in der Gemeinschaft

Haben wir damit bereits festgehalten, dass die Gemeinde das Subjekt der Evangelisation ist, so müssen wir jetzt noch einige wenige Sätze dazu sagen, dass dieser frisch zur Welt gekommene Glaube nicht ohne die Gemeinschaft der Gemeinde überleben kann.

Es gibt so etwas wie eine fundamentale Gemeindlichkeit des christlichen Glaubens. Anders gesagt: Die christliche Gotteserfah-

rung ist sozialer Art. Sie ist auf die Plausibilitätsstruktur (Peter L. Berger) der Gemeinde angewiesen. Wer glaubt, wird Glied am Leib Christi. Auch das „persongestützte Christentum“ wird nur im Raum der Gemeinde überlebensfähig sein. Berger hat ein schönes Beispiel: Zahnschmerzen, so sagt er, plausibilisieren sich von selbst. Sie sind unmittelbar einleuchtend. Ihr Imperativ ist ganz überzeugend. Mit dem Glauben ist es anders. Je mehr der Glaubende in einer Minderheit lebt, desto mehr ist er darauf angewiesen, dass es um ihn herum andere gibt, die auch glauben. Menschen, die für sein Leben relevant sind, und mit denen er regelmäßig über den Sinn des Glaubens redet, plausibilisieren den Glauben, auch wenn viele andere nicht glauben. Am dünnen Faden des regelmäßigen Gesprächs hängt der Glaube. Das sagt uns der Soziologe, aber wir können es auch bei Paulus lernen, dass wir Christen eben nicht als solitäre Wesen, sondern als Glieder des Leibes Jesu sein sollen.

5. Merkmale gesunder Gemeinden

Das ist der Zielpunkt meines Vortrags, zu Ihrem Trost auch der Schlusspunkt dieses langen Referats: Aber darum geht es nun wirklich auch. Die Gemeinde Jesu ist es, um die sich alles dreht, wenn wir von Evangelisation sprechen. Und da gibt es einen fundamentalen Unter-

schied: Wir sprechen in Deutschland (evangelisch und katholisch) davon, dass wir in die Kirche gehen. Die Kirche ist ein Ort und Gebäude, das wir aufsuchen, in mehr oder weniger großer Regelmäßigkeit. Wir gehen dorthin wie in den Konzertsaal und ins Museum oder auf das Amt. Es ist ein Genuss, den wir erwarten oder eine Dienstleistung oder eine persönliche Erbauung. Andere sind da auch, aber auf die kommt es dann nicht so an. Das hat auch zu tun mit der Zentralstellung der Pfarrer. Wiederum fördert es diese einsame Stellung im Mittelpunkt des kirchlichen Kosmos. Also: In unseren Breitengraden geht man zur Kirche. Das ist nicht unbedingt das, worum es in der Evangelisation gehen kann.

In anderen Sprachen könnte man es so gar nicht ausdrücken. Da geht es viel mehr darum: to be church, not to go to church. Gemeinde und Kirche sind wir. Wir sind Gemeinde und Kirche. Beide Betonungen sind wichtig. Kirche ist nach dem Neuen Testament, aber auch nach den Lutherischen Bekenntnisschriften, der Barmer Theologischen Erklärung und dem Zweiten Vatikanischen Konzil gemeindlich verfasst. Es geht darum, dass wir etwas sind und dass wir so, weil wir etwas sind, das auch nach außen ausstrahlen und zugleich so zu uns einladen.

Wir sind Gemeinde und Kirche: das bedeutet, dass wir eine um den lebendigen Jesus versammelte Ge-

meinschaft sind. Gemeinsam erfreuen wir uns an ihm. Gemeinsam hören wir auf ihn, lesen in der Bibel und hören, was jeder von uns entdeckt. Und oft hören und verstehen wir ihn besser aus dem Mund des anderen als im eigenen Herzen. Gemeinsam beten wir ihn an, lieben und loben ihn und werden so von tiefer Freude und Gewissheit erfüllt. Die Eucharistie feiern wir mit neuer Freude. Gemeinsam suchen wir seinen Willen. Unser Leben verändert sich durch ihn: Es wird gesünder, gewisser und aufmerksamer, es lässt sich nicht mehr so leicht ablenken, wird wesentlicher. Paul Zulehner würde sagen: Es wird gottvoller.

Weil wir uns durch ihn verbunden wissen, sind wir auch miteinander verbunden, füreinander da. Wir essen und trinken gerne miteinander. Wir helfen einander. Wir weinen und lachen miteinander. Wir teilen, was wir haben. Wir bringen unsere Gaben ein. Wir feiern und wir arbeiten miteinander.

Und weil wir so ganz auf Jesus ausgerichtet sind, können wir mit dem allen nicht bei uns bleiben, sondern müssen hinaus, müssen offen und offensiv sein. Es geht bei unserem sozialen Kapital nicht nur um „bonding“, sondern um „bridging“, und das tut dann auch dem „bonding“ gut. Der kleine Kosmos um uns herum ist ein Ort, an dem wir dienen, heilen, helfen, begleiten

und unterstützen möchten. Anderen soll auf alle erdenkliche Weise Gutes widerfahren, vor allem sollen sie auch von unserem Herrn hören und bei ihm das Leben finden. Und auch für den großen Kosmos mühen wir uns, denken an Christen auf anderen Kontinenten, beten für Frieden und arbeiten für Gerechtigkeit (und umgekehrt).

Wir sind eben Gemeinde, noch lange nicht, wie wir es gerne wären, aber auf dem Weg. Vergebung hält uns bei Jesus und beieinander. Mit Ecken und Kanten des anderen lernen wir leben. Wir träumen nicht von der perfekten Gemeinde, aber suchen auf der Spur Jesu zu bleiben und zu wachsen. Und wachsen möchten wir, in der Erkenntnis, in der Liebe, in der Wahrheit und ganz gewiss auch an Zahl. Weil Gott allen helfen will, sollen wir auch alle wollen, an die wir gewiesen sind. Wir sind Gemeinde und Kirche. Daran arbeiten wir, schaffen Orte zum Beten und Lesen der Bibel, schaffen Orte, wo Gaben entdeckt und gefördert werden, suchen uns zu entwickeln zu einer gesunden Gemeinde.

Robert Warren, seit langem ein wichtiger Gemeindeaufbau-Theologe in der Anglikanischen Kirche, hat im Ruhestand das „Healthy Churches' Handbook“²⁹ geschrieben. Er hat immer wieder an empirischen Untersuchungen teilgenommen. In einer Diözese war der allgemeine

EVANGELISATION AUF KATHOLISCH

Niedergang mit Händen zu greifen. Andererseits gab es 25 Gemeinden (von etwa 260), deren Gottesdienstbesucherzahlen deutlich gewachsen waren. Warren hat diese höchst unterschiedlichen Gemeinden genauer betrachtet und stellt nun die gemeinsamen Merkmale dieser wachsenden Gemeinden heraus. Und siehe da: Es sind nicht bestimmte Arbeitsformen und Methoden, sondern ganz bestimmte Haltungen, die diese Gemeinden miteinander teilen. Es ist eine bestimmte Kultur, die sie prägt. Und das ist mir in den letzten Monaten immer wichtiger geworden: Alles muss scheitern, wenn sich nicht die Kultur unserer Gemeinden ändert. Wenn unveränderte Gemeinden neue Formen der Evangelisation wagen, wird es scheitern. Es muss sich etwas in der Mitte unserer Gemeinden ändern, vielleicht zuerst bei uns Pfarrern, unserer Art zu leben und zu glauben. Was macht dann aber gesunde Gemeinden in England aus?

Ihnen ist es wichtig, ihre Energie aus einem lebendigen Glauben zu ziehen. Sie sind konsequent außenorientiert und suchen der Stadt Bestes. Sie legen größten Wert darauf herauszufinden, was Gott will. Und sie machen keine Illusionen über die Kosten von Veränderung und Wachstum. Sie operieren als Gemeinschaft und möchten gastfreundlich und offen sein für alle, gerade für die, die noch nicht

glauben. Und sie tun nur wenige Dinge, die aber tun sie, so gut es nur geht.

Das klingt relativ abstrakt, wird aber schnell konkret: Das Leben aus dem Glauben zeigte sich in der Bedeutung von Gebet und lebendigen Gottesdiensten. Die Außenorientierung in der praktizierten Überzeugung, dass Kirche nicht für sich da sein kann, sondern in Zusammenarbeit mit anderen denen dienen muss, die es brauchen. Die Suche nach Gottes Willen zeigt sich in der Intensität, mit der Leiter gemeinsam in der Bibel lesen, beten und sich beraten. Die Kosten von Veränderung haben wiederum etwas zu tun mit der Bereitschaft, das Alte und Überkommene hinter sich zu lassen und auch Risiken in Kauf zu nehmen, wenn etwas Neues zu tun ist. Beziehungen spielen eine große Rolle wie auch der Dienst der Ehrenamtlichen, aber das heißt z.B. nicht, dass es überall Hauskreise geben muss. Auffällig ist die Außenorientierung im Blick auf die, die nicht zum Kern gehören: Kinder und Jugendliche finden dabei besondere Beachtung, aber eben auch Kirchen-distanzierte, Suchende und Konfessionslose. Schließlich ist es Bescheidenheit und Ehrgeiz in einem: Man tut wenig, verweigert sich vielem, aber was man tut, das tut man so gut, wie es nur geht.

Ich schließe, indem ich von meinem Traum erzähle. Was gibt mir

Energie und Mut für meinen Dienst als Pfarrer und Professor? Es ist der Traum, den jetzt etwa 100 Menschen in Greifswald träumen: GreifBar heißt unser Projekt (im Internet: www.greifbar.net). Es hat sich zu einem Gemeindepflanzungsprojekt in der evangelischen Kirche entwickelt. Begonnen haben wir vor gut 4 Jahren mit einem Gottesdienst für suchende Menschen, den wir seither 26x in der Greifswalder St. Jacobi-Kirche gefeiert haben. Etwa 300-400 Menschen kommen dort zusammen. Es gibt eine sehr lockere Liturgie, ein Theaterstück, eine Band spielt zeitgenössische Musik, ein Bistro lädt ein. In der Predigt geht es humorvoll zu, aber auch so, dass biblische Geschichten nacherzählt werden und auf Lebensfragen unserer Zeit bezogen werden. Oft geht es um Beziehungen, um die Chance zum Neuanfang und zur Veränderung, um Krankheit und Heilung. Wir bieten Glaubenskurse an und feiern Feste. Wir haben ein Seelsorgeteam und ein Diakonieteam. Vor allem haben wir ein Bibelwort empfangen, an dem wir uns ausrichten, gerade im religiös verwüsteten und geistlich bettelarmen Pommern: „Fürchte dich nicht“, sagt der Herr in der Nacht zu Paulus, „sondern rede und schweige nicht! Denn ich bin mit dir, und niemand soll sich unterstellen, dir zu schaden; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.“ Das steht in Apg 18. Wir glauben, dass

Jesus dieses Volk auch bei uns sammelt. 100-150 Menschen kommen jetzt zu unseren Sonntagsgottesdiensten, die wir seit gut 2 Jahren feiern. 7 Hauskreise haben sich gebildet. Aber nicht das ist es, was uns begeistert. Mich begeistert, dass bei uns Menschen sich verändern. Wir taufen Erwachsene, gelegentlich auch Kinder, die aus der Konfessionslosigkeit kommen. Gerade haben wir einen jungen Mann getauft, der nie so etwas wie Familie erlebt hat, sondern im Kinderheim aufwuchs. Er war versehentlich bei einer Jugendevangelisation gelandet, die Jesus-House hieß. House ist ein Musikstil der Jugendlichen und er dachte, das sei eine Art Disco. Er blieb aber, fand zum Glauben und wurde getauft. In einigen Wochen taufen wir eine Frau, die in ihrem Leben so viel Schweres erlebte, dass sie psychisch erkrankte. Durch unsere Seelsorge-Angebote wurde sie bei uns heimisch. Jetzt will sie Christin werden. In dem Treff psychisch erkrankter Menschen in unserer Stadt erzählte sie davon. Die Teilnehmer dort fragen jetzt, ob nicht mal jemand kommen und ihnen von Gott erzählen könnte. Beim GreifBar-Gottesdienst schreiben konfessionslose Menschen auf die Feedback-Zettel: Danke, das hat uns tief berührt. Wir kommen gerne wieder. Wir sind Gemeinde. Wir sind Kirche. Und wir suchen das große

Volk Jesu. Für meine Frau und mich gibt es nichts Schöneres und nichts Aufregenderes als das. Wir stehen mit Gedanken an GreifBar auf und gehen damit schlafen. Darum geht es, wenn wir von der evangelisierenden Gemeinde reden.

¹ John Ortberg: Jeder ist normal, bis du ihn kennen lernst. Asslar 2004, 253f.

² Michael Ebertz, in: Mario Kaiser, Ansbert Kneip und Alexander Smoltczyk: Das Kreuz mit den Deutschen. DER SPIEGEL, Nr. 33/2005, 15.8.2005, 136-151, 143.

³ Vgl. Wolfgang Pittkowski: Konfessionslose in Deutschland. In: W. Huber u.a. (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2006, 89-110, 89.

⁴ Eberhard Tiefensee: A.a.O., 69.

⁵ Die tiefen historischen Wurzeln zeigen etwa Helmut Geller, Karl Gabriel u.a. in ihrem Beitrag: „Die Kirchen in der DDR vor und nach der Wende“ auf. In: Karl Gabriel u.a.: Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Deutschland-Ost. Ostfildern 2003, 325-336 (P. M. Zulehner u.a. [Hg.]: Gott nach dem Kommunismus).

⁶ So bereits Ehrhart Neubert: Konfessionslose in Ostdeutschland. Folgen verinnerlichter Unterdrückung. In: PTh 87 (1998), 368-379.

⁷ Vgl. W. Pittkowski: A.a.O., 91f.

⁸ Vgl. a.a.O., 96f.

⁹ A.a.O., 100.

¹⁰ Vgl. a.a.O., 101-104.

¹¹ Eberhard Tiefensee: Chancen und Grenzen von „Mission“ - im Hinblick auf die konfessionelle Situation in den neuen Bundesländern. In: M. Bartels und M. Reppenhagen (Hg.): Gemeindepflanzung – ein Modell für die Kirche der Zukunft? Neukirchen-Vluyn 2006 (BEG 4), 68-85, 70.

¹² Vgl. a.a.O., 106f.

¹³ Eberhard Tiefensee: A.a.O., 79.

¹⁴ Mündlich mitgeteilt.

¹⁵ Jes 30,15.

¹⁶ Christian Hennecke: Kirche, die über den Jordan geht. Münster 2006, 13.

¹⁷ Dieser Abschnitt ist inspiriert von John Ortberg, a.a.O., 253-270.

¹⁸ Vor allem bei Paul M. Zulehner: Pastoraltheologie. Band 1: Fundamentaltheologie. Düsseldorf 1989, 56-64.

¹⁹ Otmar Fuchs: Ist der Begriff der „Evangelisierung“ eine „Stopfgans“? In: Katechetische Blätter 12 (1987), 498-514.

²⁰ Hansjörg Hemminger: Weltanschauliche Trends 2003 – Herausforderungen für Mission und Evangelisation. MS 30.10.2003.

²¹ John Finney: Finding Faith Today. London 1992.

²² Manfred Seitz: Über Kurzformeln des Glaubens als sprachliche Konzentration des Glaubensgutes. In: Rudolf Landau (Hg.): Manfred Seitz – Theologie für die Kirche. Stuttgart 2003, 33-43, 37.

²³ Jens-Martin Sautter: Spiritualität lernen. Glaubenskurse als Einführung in die Gestalt christlichen Glaubens. Neukirchen-Vluyn 2005 (BEG 2), 107-109+313-324.

²⁴ Die deutschen Bischöfe. Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein, Bonn 2000, 15.

²⁵ Die Herkunft der Formulierung aus der Westfälischen Kirche ist mir nicht mehr bewusst.

²⁶ Zeit zur Aussaat (Anm. 21), 23.

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd., 29.

²⁹ London 2005.

II. Einheit: Konkretionen:
Zwei Beispiele für Evangelisation
aus der Anglikanischen Kirche

1 Traum von Kirche

Von Gottes großem Volk in der Stadt haben wir nun gehört (Apg 18.9f). Gott bringt Menschen zusammen, die sich von ihm beschenken und erneuern lassen. Er tut das auch durch den Dienst seiner Gemeinde und Prediger. Das war die Botschaft von Apostelgeschichte 18. Jetzt gehen wir einen Schritt weiter und fragen: Wie sieht das denn heute aus? Was muss heute geschehen, damit Menschen zum ersten Mal oder endlich wieder Anschluss bekommen an Jesus und seine Gemeinde? Eine – und ich betone deutlich: eine von vielen! – Antwort ist Emmaus, eine andere Gemeindepflanzung.

Ich bitte Sie zunächst noch einmal um einen Moment Geduld für einen zweiten Anlauf in der Ausgangsfrage: Wie sieht eine gesunde Gemeinde aus?

1.1 Erwin McManus –

Eine unaufhaltsame Kraft

Erwin McManus ist Pastor einer der anregendsten, vielleicht auch aufregendsten Gemeinden in den USA: Mosaic ist eine Gemeinde in Los Angeles, die sich vor allem auf die künstlerisch sensiblen Menschen in dieser Stadt ausgerichtet hat. McManus verfolgt die Strategie einer Gemeinde, die sich vor allem

als ein lebendiger Organismus versteht und nicht nur als eine Organisation, die wir irgendwie verwalten müssen. Gemeinde ist für ihn ein Ökosystem des Glaubens. Und dieses Ökosystem hat fünf Wesensmerkmale. Es sind, so möchte ich es übersetzen, die Merkmale einer gesunden Gemeinde.¹

1. Sie ist ein ausgewogenes Ökosystem. McManus meint damit das Beziehungsgefüge, das die Gemeinde darstellt und in dem eins zum anderen gefügt ist, eins das andere ergänzt und zugleich braucht. In diesem Ökosystem sind für die Gemeinde drei Beziehungen von Bedeutung: Es ist zuerst die Beziehung zu Gott selbst, den wir über alle Dinge fürchten und lieben sollen. Dann ist es die Beziehung zu unserem Nächsten, den wir lieben sollen wie uns selbst. Und schließlich ist unser Eingebundensein in die Welt, die uns umgibt, und auf die die Gemeinde einen heilsamen Einfluss haben soll. McManus schreibt: „In einem ausgewogenen Ökosystem lebt die [Gemeinde] in einer gesunden Beziehung zu Gott und ihre Mitglieder haben eine echte Beziehung zueinander und zu einer Welt, die Gott noch nicht kennt. Das Maß unserer geistlichen Gesundheit kann an unserer Verantwortung für eine oftmals so verlorene und zerbrochene Welt gemessen werden.“²

2. Sie ist fähig, sich an die Umwelt anzupassen. Lebendige Systeme überleben, weil sie sich anpassen können an wechselnde Umweltbedingungen, z.B. an das Klima oder die Nahrungsangebote. Alles, was lebt, verändert sich darum auch. Wachstum ist auch Veränderung, Anpassung an sich wandelnde Bedingungen. Wenn Paulus bereit ist, allen alles zu werden, um etliche zu gewinnen, dann beschreibt er diese Anpassungsprozesse, die eine gesunde, wachsende Gemeinde durchläuft. Sie ist nicht launisch und sie verrät auch nicht ihre Treue gegenüber Jesus Christus und seinem Evangelium. Aber sie tut alles, um sich in einer sich verändernden Welt zu akklimatisieren. Ein Beispiel: Unsere Kommunikation wird immer stärker von Bildern und immer weniger von Worten bestimmt. Oder: Menschen werden immer weniger von Information überzeugt, aber immer mehr von persönlicher Erfahrung berührt. Eine wachsende, gesunde Gemeinde überlegt sich, was das für ihre Art der Kommunikation mit Menschen bedeutet.

3. Sie pflanzt sich spontan fort. Jedes lebende Geschöpf kann neues Leben hervorbringen. Man muss es den meisten Geschöpfen auch nicht beibringen, dass sie für die nächste Generation sorgen sollen – in der Kirche ist das manchmal anders. Vor allem dann, wenn uns der „Nach-

wuchs“ nicht mehr so selbstverständlich wie früher frei Haus geliefert wird. Immer deutlicher wird, dass in unserer Kultur das Christwerden Sache einer persönlichen Entscheidung ist und nicht mehr Sache von Tradition, Erziehung, Sozialisation. Menschen müssen erst gewonnen werden. Und Jesus will, dass sich die Gemeinde fortpflanzt. Er schickt uns nicht nur bis an das Ende der Welt, sondern auch durch alle Zeiten hindurch mit seinem Ruf: Machet zu Jüngern alle Völker. Eine gesunde Gemeinde will darum wachsen, will Menschen gewinnen, die noch nicht dazu gehören.

4. Sie kümmert sich um ihren Nachwuchs. Das ist nun ein Kerngedanke für Emmaus. Wir dürfen nicht nur Menschen gewinnen wollen, sondern sollen dann auch für sie sorgen. Sorgen aber heißt: Sie sollen selbst wachsen können. Ihr Glaube soll reif, belastbar und erwachsen werden. Sie sollen geübt sein im Gebet und im Lesen der Bibel. Sie sollen wissen, wie christliches Leben im Alltag aussieht. Sie sollen die Erfahrung machen, dass es besser mit ihnen wird unter dem Einfluss des guten Geistes Gottes. Sie sollen ihre Begabungen erkennen, sich daran freuen und Gott und ihren Nächsten damit dienen. Das alles aber geschieht nicht von selbst. Es will durchdacht sein. Viele Gemeinden haben gar keinen Plan dafür, wie bei ihnen Menschen das

Leben im Glauben üben und den Glauben im Leben bewähren lernen können.

5. Sie leben in einem gesunden Lebenskreislauf. Damit ist der natürliche Lebensrhythmus von Geburt, Leben und Sterben gemeint. Und das ist jetzt vielleicht etwas ungewohnt für unsere Ohren: Aber es gibt diesen Rhythmus auch im geistlichen Leben und in der Gemeinde. Auch das, was wir da tun, ist nicht für die Ewigkeit bestimmt, sondern zeitlich. Je mehr sich ein Mensch in seinem Leben verschenkt und investiert, umso weniger Sorgen macht er sich um sich selbst. Und je mehr er um sich selbst kreist, desto sorgenvoller schaut er auf sein Ende. Ich war einmal fasziniert auf einer Norwegenreise von einem Lachsmuseum. Dort wurde der Lebensweg des Lachses nachgestellt. Sein Weg aus dem heimatlichen Fluss ins Meer, sein Wachsen und Starkwerden im Meer, sein instinktsicheres Zurückkehren in den heimatlichen Flusslauf, wo er Nachwuchs hervorbringt und stirbt. Was ich meine, ist dies: Jede Generation gestaltet Gemeinde auf ihre Weise – und es ist nur zu gut, wenn sie diese Weise auch liebt und an ihr hängt. Aber gesundes Leben kommt und geht. Und dann kommt die nächste Generation. Joe Cocker singt: *N'oubliez jamais, every generation has its way!* Jesus wiederum sagt uns, dass das Weizenkorn in die Erde fallen und sterben muss,

damit es Frucht bringt (Joh 12,24). D.h.: Eine gesunde Gemeinde lässt auch sterben, was gut war, Segen brachte, aber nun seine Zeit hatte. Sie ist bereit zur Transformation. Sie kann Abschiede hinnehmen und neu aufbrechen. Sonst versteinert sie und wartet nur noch ihrem Tod entgegen, missmutig, weil die Zeit an ihr vorbeiging und die Menschen sie nicht mehr mögen.

Gesunde, wachsende Gemeinde: sie lebt von gesunden Beziehungen, sie ist anpassungsfähig, sie will wachsen und sich um ihren Nachwuchs kümmern und sie weiß, dass ihre Lebensformen kommen und gehen, sie sich also stetig erneuern muss.

1.2 Paradigmenwechsel im Evangelisationsverständnis

Wenn wir Gemeinde so verstehen, dann wird auch verständlich und nachvollziehbar, dass sich Evangelisation ändert. Evangelisation will immer der Sendung Gottes in die Welt dienen. Es geht in der Evangelisation immer darum, dass möglichst viele Menschen die Liebe Gottes in Wort und Tat erfahren und sich versöhnen lassen mit Gott, der seinerseits einseitig die Versöhnung der Welt mit sich selbst in Jesus Christus betrieben hat (2 Kor 5,18-20). Aber welche Gestalt diese Mission annimmt, das ist eben auch stetem Wandel unterworfen, ja das muss geradezu ein Ausweis der Anpassungsfähigkeit der Gemeinde

EVANGELISATION AUF KATHOLISCH

sein. Paulus will eben allen alles werden, um etliche zu gewinnen (1 Kor 9,19-23). Dazu braucht es nicht nur Mut und den Willen zur Selbstverleugnung, sondern auch eine ganz erhebliche geistige Beweglichkeit, die den Wandel der Menschen und ihrer Umwelten wahrnimmt und sich darauf in missionarischer Absicht einstellt. Diese Anpassung kann die Gestalt der Anknüpfung annehmen, etwa moderne Kommunikationsformen nutzen, neue Themen aufgreifen oder auch den Stil etwa der musikalischen Darbietung ändern. Sie kann auch die Gestalt des Widerspruchs annehmen und die besonderen Gottlosigkeiten und Lieblosigkeiten einer Zeit kritisch beleuchten und so zur Hinkehr und Umkehr zu Jesus Christius rufen.

Man kann in der Zeit seit dem 2. Weltkrieg drei Phasen unterscheiden³:

1. Die traditionelle Evangelisation. Das sind z.B. die Zelte und das sind die großen Hallen mit den bekannten Predigern. Die Verkündigung orientiert sich an den Themen der Heilsgeschichte und mündet in den Aufruf zur Bekehrung. Die Musik ist eher traditionell und die Veranstaltung auf das gehörte Wort ausgerichtet.

2. Seit etwa 20 Jahren kennen wir als zweite Generation eine moderne Evangelisation. Sie ist z.B. mit den Gottesdiensten für Suchende nach Art der Willow Creek Gemeinde

verbunden. Hier werden moderne Kommunikationsmittel genutzt. Es wird Main Stream Pop gespielt. Theaterstücke bringen gegenwärtige Lebenslagen auf die Bühne. Die Verkündigung orientiert sich an Lebensproblemen und lebt von erzählten Geschichten, von heiligen und weniger heiligen Menschen. Aufrufe gibt es eher selten. Der moderne Mensch soll nicht Anstoß nehmen am kirchlichen Auftritt: „Wir sind modern, wir sind in vielem wie ich, wir haben Humor – und vor allem eine sehr gute Botschaft für uns alle!“

3. In jüngster Zeit wird nach der „neu aufkommenden“ Kirche gefragt, in den USA „emerging church“ genannt (etwa bei Dan Kimbell⁴ und Brian McLaren⁵). Das ist die postmoderne Evangelisation. Sie verknüpft moderne Kommunikationsformen mit altehrwürdigem Kult. Der Beamer steht da, aber auch das keltische Kreuz, die Band spielt modernen Mainstreampop, aber es gibt auch Gebetsecken und es gibt viele Kerzen. Das Ehrwürdig-Alte, das ganz originell Religiöse verknüpft sich mit dem inzwischen selbstverständlichen Modernen. Der postmoderne Mensch liebt genau diese Verbindungen. Er will sich auch beteiligen, er will nicht passiv konsumieren, sondern selbst entdecken, was für ihn Wahrheit sein könnte. Die jüngste Generation der Evangelisation zielt auf den post-

modernen Menschen. Dem postmodernen Zeitgenossen will man ein postmoderner Zeitgenosse werden, nicht damit er endlich wird wie wir, sondern damit er als postmoderner Mensch ein Jünger Jesu Christi werden kann. In diese Kategorie gehört ein neuer rheinischer Glaubenskurs mit Namen „Werkwinkel“; hierher gehört aber auch der Emmaus-Kurs.

Nun lösen sich diese drei Modelle nicht einfach gegenseitig ab. Das Kennzeichen der Postmoderne ist eben genau die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Alles kann, darf, ja soll nebeneinander existieren: auch das traditionelle, moderne und postmoderne Verständnis von Evangelisation und Mission. Und ich wäre ganz unglücklich, wenn ich nun morgen so zitiert würde, als hätte ich allen traditionellen und modernen Formender Evangelisation einen Fußtritt verpasst.

Aber in gewisser Weise gibt es doch ein allmähliches Zurücktretreten und ein allmähliches Hervorkommen. Es scheint, dass die Zeit der gewaltigen (und oft auch lauten) Prediger vorüber ist. Es scheint, dass die vortragsorientierten, manchmal auch wort- und kopflastigen Veranstaltungen schwerer ankommen als vor einer Generation. Es scheint so, als ob Evangelisation pluraler gedacht werden müsste: viele Zugänge zum Menschen, allen alles werden, um etliche zu gewinnen. Es scheint

auch so, als ob weniger der eine Punkt der Bekehrung als vielmehr der lange Weg zum Glauben und im Glauben in den Mittelpunkt rückte. Und es scheint so, als wenn die Gemeinde endlich, endlich als die Evangelistin schlechthin (und nicht nur als Zuarbeiterin für einen Vortrag) gewürdigt würde.

In diesen Kontext gehört Emmaus.

Bischof John Finney, einer der Autoren von Emmaus, hat es spitz und klar auf den Begriff gebracht:

“In 1985 evangelism for most people still meant the big meeting, the important speaker, the exhausting (and expensive) effort by the church. By 2000 evangelism in the United Kingdom meant the small group, the ordinary member of the congregation, the continuous work of the church.”⁶

Dieser Satz fasst am besten zusammen, worum es bei Emmaus, dem ersten Beispiel, das jetzt folgt, geht: kleine Gruppen, normale und dennoch fromme, fromme und dennoch normale Gemeindeglieder, die ihren Glauben gerne anderen mitteilen und ihn mit anderen teilen – und das nicht als alljährlicher Höhepunkt, sondern als durchgängige Lebensform der ganzen Gemeinde.

Dazu dienen in Deutschland seit längerem Glaubenskurse. Sie kennen es vielleicht aus der katholischen „Einübung in die christliche Grund-

erfahrung“ (später: „Neu mit Gott“) von Heribert Mühlen oder dem „Grundkurs gemeindlichen Glaubens“ von Paul Zulehner. Im evangelischen Raum gibt es „Christ werden – Christ bleiben“ und im anglikanischen Bereich den charismatisch geprägten Alpha-Kurs.

Das jüngste Modell (jedenfalls in Deutschland) ist „Emmaus“. Auch der Emmaus-Kurs stammt aus England. Die Autoren knüpfen an zahlreiche Glaubenskurse an, die seit einer Generation in der anglikanischen Kirche entstanden sind. Ihre Idee ist im Grunde sehr einfach: Sie folgen dem altkirchlichen Katechumenat, der oft mehrjährigen Vorbereitung auf die Taufe. Wie sorgfältig wurden in den ersten Jahrhunderten die Taufbewerber in Lehre und Leben des Glaubens eingeführt! Wie ernsthaft wurde jeder Schritt von der Gemeinde begleitet! Wie viel Zeit ließ man den Menschen bis zu jenem entscheidenden Moment, in dem das alte Leben starb und ein neues das Licht der Welt erblickte! Das müsste man doch heute beleben, so die Idee: Die Menschen wissen so wenig und sind sich über so weniges gewiss. Sie brauchen Zeit. Sie brauchen Begleitung. Sie brauchen eher ein gemeinsames Suchen und Sprechen als lange Vorträge. Und dann irgendwann brauchen Sie einen Ort, an dem ihr Glaubensweg ausdrücklich werden kann.

2 Der Emmaus-Kurs

2.1 Lukas 24

Der Emmaus-Kurs lebt von der Erzählung am Ende des Lukasevangeliums: Ostern ist schon da und Ostern ist doch noch nicht da. Ostern ist da, denn Jesus ist auferstanden. Aber zugleich ist es bei den beiden Jüngern noch nicht Ostern geworden. Sie gehen weg vom Ort des Geschehens, Richtung Emmaus, und ihr Herz ist voller Zweifel und Trauer. Da gesellt sich einer zu ihnen, und der Witz besteht darin, dass Lukas uns bereits wissen lässt: Das ist Jesus! – während die beiden Jünger noch keinen blassen Schimmer haben. Jesus lässt sich berichten, was passiert ist – und hört zu. Die beiden erzählen die gesamte Geschichte, die Jesus doch kennt, viel besser kennt, sie erzählen sie ohne das gute Ende, aber Jesus hört zu. Sie dürfen sich ganz aussprechen mit ihrer Geschichte, ihrem Zweifel, ihrer Enttäuschung. Dann erst erklärt ihnen Jesus das, was sie erlebt haben, und er tut es mit der aufgeschlagenen Bibel. Aber sie erkennen ihn immer noch nicht. Erst beim Brotbrechen spüren sie: Das haben wir doch schon einmal erlebt. Jetzt endlich gehen ihnen die Augen auf. Jetzt verstehen sie, worum es ihnen so warm ums Herz wurde, als Jesus mit ihnen sprach. Jetzt hat ein lebendiger Glaube das Licht der Welt erblickt. Und was tun die beiden: Eben noch hundemüde,

machen sie sich jetzt stracks auf den Weg zurück nach Jerusalem. Und dort teilen sie ihren Glauben mit den anderen. Emmaus – das ist eine Metapher für den langen Weg vom Unglauben zum Glauben, einen Weg, auf dem alles darauf ankommt, ein gutes und geduldiges Geleit zu finden.

2.2 Die Prinzipien

Im Hintergrund von Emmaus steht eine neue Hinwendung der anglikanischen Kirche zur Evangelisation seit den 1980er Jahren. John Finney hat 1992 eine Studie veröffentlicht zu einer ganz spezifischen Frage: Was muss passieren, damit Erwachsene zum Glauben kommen? Man hat damals („Finding Faith Today“⁷) Menschen befragt, die vor kurzem und eben erst als Erwachsene ein öffentliches Bekenntnis zum Glauben abgelegt haben, sei es weil sie sich haben konfirmieren oder taufen lassen oder weil sie einer Kirche beigetreten sind. Die Ergebnisse waren ganz eindrucksvoll:

1. Die Erwachsenen wussten zunächst sehr, sehr wenig über den christlichen Glauben.

2. Die klassische Evangelisation hatte sie nicht erreicht, wohl aber das zeitlich befristete Angebot, an einem Kurs über den Glauben teilzunehmen.

3. Auf dem Weg zum persönlichen Glauben war die gute Gemeinschaft besonders wichtig, aber auch die Tatsache, dass die Erwachsenen das

Gefühl hatten, Zeit zu haben und nicht gedrängt zu werden.

4. Für die meisten Befragten war der Weg zum Glauben ein längerer Prozess. Nur bei einem Fünftel der Befragten dauerte es weniger als ein Jahr, bei fast einem Drittel dauerte der Prozess 3 Jahre und länger. Dies gilt übrigens unabhängig von der theologischen und geistlichen Prägung der Gemeinden.

Emmaus will darum mit einem Mythos aufräumen: Es ist in der Regel nicht so, dass ein Mensch – warum auch immer – das Evangelium hört, dann zum Glauben findet und dann, endlich, am Ende des Weges sich überlegt: Ach, eigentlich brauche ich jetzt auch eine christliche Gemeinschaft. Vielmehr wird er zuerst Kontakt haben zu Christen. Er findet eine gute, tragfähige Gemeinschaft. In dieser Gemeinschaft, hört er das Evangelium und beginnt zu glauben. In England sagt man es mit Robin Gill: „Belonging before believing“. Denn das wichtigste Ergebnis der Studie war die Einsicht, dass kein Faktor für Erwachsene so wichtig war auf ihrem Weg zum Glauben wie der Faktor „B“ – gute Beziehungen.

Man hat das sehr genau abgefragt, und das Ergebnis war glasklar: Für Männer und Frauen waren es immer persönliche Beziehungen, die als Primärfaktoren auf der Reise zum Glauben betrachtet wurde. Wessen Mission hat Dich gewonnen, so muss

man fragen. Es waren nicht Medien und nicht Events, nicht evangelistische Highlights und nicht Fernsehgottesdienste, es waren der Nachbar und die Pastorin, es war der Ehepartner und die Freundin aus dem Sportverein. Dann aber war sofort die nächste Frage zu stellen: Was haben die denn gemacht? Gepredigt? Nein: Sie waren erkennbar in ihrem Glauben und zugleich lebensnah. Anders gesagt: fromm und normal. Und sie haben sich nicht gescheut, immer wieder auf Angebote der Gemeinde hinzuweisen. Die Gemeinde aber hatte auch etwas anzubieten, hatte Angebote, die nicht überforderten und nicht abschreckten, sondern auf den Weg brachten, auf den Weg zum Glauben, und zwar für Erwachsene ohne Vorkenntnisse.

Ein Letztes zum Grundsätzlichen: Das Ziel von Emmaus ist nicht nur etwas mehr Information über den Glauben. Es geht nicht bloß um Information. Es geht um Transformation des ganzen Lebens. Ich habe das Gefühl, dass wir manchmal nicht klar genug sind in unseren Zielen: Ist es genug, dass wir mal darüber gesprochen haben? Reicht es uns, wenn Menschen gelegentlich zur Kirche kommen? Möchten wir, dass sie gut informiert sind über die Vorzüge des Christentums? Sollen Sie sich bekehren, und dann ist schon alles gut? Nein, das Emmaus-Programm ist da viel ehrgeiziger: Es will,

dass menschliches Leben transformiert wird, heilsam verändert, umgestaltet in das Bild Christi. John Finney zeigt an dieser Stelle immer eine Liste mit möglichen Zielen: Was hat Jesus geboten? Geht hin in alle Welt und macht zu: Besuchern? Gläubigen? Bekehrten? Jüngern? Mitarbeitern? Worum geht es uns? Emmaus macht nicht Halt bei Information und nicht einmal bei der Konversion. Es geht um das ganze Leben.

2.3 Der Aufbau des Emmaus-Programms

Damit bin ich endlich bei den ganz praktischen Dingen. Wie sieht das nun aus? Wie funktioniert das?

Emmaus lebt von einem dreiteiligen Aufbau – anders gesagt gibt es drei Phasen bei Emmaus:

- Die erste Phase heißt „Contact“ – zu deutsch: Begegnen.
- Die zweite Phase heißt „Nurture“ – zu deutsch: Begleiten.
- Die dritte Phase heißt „Growth“ – zu deutsch: Bestärken.

Es ist ganz wesentlich, alle drei Phasen zu beachten. Sonst ist Emmaus nicht mehr Emmaus.

- In der ersten Phase geht es darum, dass die Gemeinde entdeckt, wie viele Kontakte sie besitzt, und dass sie beginnt, ihre vielen Kontakten in einer missionarischen Perspektive zu betrachten. Diese Phase sollte mindestens ein halbes Jahr dauern, bis man dann auch den zweiten Schritt tut. Begegnen!

- In der zweiten Phase wird der eigentliche Glaubenskurs angeboten, der bei uns Basiskurs heißt. Er besteht aus mindestens 6 und höchstens 15 Abenden, die wie Bausteine zusammengefügt werden können. Begleiten!
- In der dritten Phase, die zeitlich eigentlich nicht mehr begrenzt ist, geht es um weiterführende Angebote, die zum Wachstum im Glauben helfen sollen. Bestärken!

Schauen wir uns also die Erste Phase genauer an: Begleiten.

Zunächst geht es darum, sich klar zu machen, wie viele Kontakte die Gemeinde schon hat. Man kann das allgemein ausdrücken:

- Wir kennen Menschen im persönlichen Umfeld: Familie, Freunde, Kollegen
- Wir feiern besondere Anlässe, zu denen viele kommen, die wir sonst nicht sehen: Weihnachten, Erntedank, Kirchenmusik
- Wir begleiten Menschen in besonderen Lebenslagen, in denen sie die Begleitung der Kirche suchen: Taufe, Konfirmation, Trauung, Jubiläen, Beerdigung
- Wir sind da, wenn es brennt: Telefon- und Notfallseelsorge, Diakonie
- Wir tun etwas für Kinder: Kindergarten, Kinderarbeit
- Unsere Kirche steht mitten im Dorf und liegt vielen am Herzen.
- Menschen lesen über uns in der Zeitung.

Bei Emmaus gibt es aber einen eigenen Kurs, der sich im weiterführenden Material befindet, und der für die Kontaktphase sehr gut geeignet ist.

Dieser Kurs hat vier Abende, die wir im Hauskreis, in einem Mitarbeiterteam, in der Gemeindeleitung oder mit anderen Kreisen durchführen können. Vier Abende sollen den Gemeindegliedern helfen, in ihrem Lebensumfeld Menschen zu entdecken, die sie auf das Evangelium ansprechen wollen. Dies wird mit dem griechischen Wort Oikos verbunden. Oikos bedeutet „Haus“ und „Haus“ meint hier wie im Neuen Testament die größere Lebensgemeinschaft, in der ich stehe, das Netzwerk von Beziehungen, in dem sich mein Leben abspielt. Am ersten Abend geht es darum, dieses Netzwerk meiner Beziehungen anzuschauen. Am zweiten Abend geht es darum, das Gebet für Menschen in unserer Umgebung einzuüben, und zwar so, dass für ganz bestimmte Menschen gebetet wird, Menschen, bei denen ich hoffe, dass sie offen und vorbereitet sind oder werden für das Evangelium. Am dritten Abend geht es nun nicht darum, wie wir diese Menschen möglichst schnell zu begeisterten und aktiven Gemeindegliedern machen, sondern darum, wie wir ihnen am besten dienen können, was sie also brauchen und wo wir ihnen zur Hilfe kommen können. Erst am vierten

Abend geht es dann um die Frage, ob und wie wir sie einladen und gewinnen können.

Ich rate immer: Lassen Sie sich Zeit für diese erste Emmaus-Phase. Je mehr Zeit Sie sich nehmen, desto besser wird dann der Basiskurs, die zweite Phase vorbereitet sein:

Diese zweite Phase bietet Ihnen das Material für bis zu 16 Gesprächsabende an. Dabei sind es drei große Blöcke. Der erste Teil des Basis-Kurses mit 6-7 Abenden geht am Glaubensbekenntnis entlang: Es geht um gute Gründe, sich mit Gott zu beschäftigen, dann geht es um Jesus, sein Leben, seinen Tod und seine Auferweckung (hier brauchen viele Gemeinden auch drei statt zwei Abenden). Dann geht es um den heiligen Geist. Und am Ende um die Frage, wie ein Mensch zum Glauben finden kann. An diesem Abend besteht auch das Angebot, ein Gebet zu sprechen, mit dem sich der Einzelne Jesus Christus anvertraut.

Die vier Abende des zweiten Teils spricht Fragen des geistlichen Lebens an: Sie erkennen vielleicht den berühmten Vers aus der Apostelgeschichte wieder (Apg 2,42): Es geht um Beten, Bibellesen, Gemeinschaft und Abendmahl.

An fünf Abenden im letzten Teil des Basiskurses geht es um Fragen des Glaubens im Alltag, um den Umgang mit Beziehungen, um Geld, Mitarbeit oder auch unser Glau-

benszeugnis im Alltag.

Bitte beachten Sie: Es sind Gesprächsabende. Sie bekommen dafür in den Emmaus-Handbüchern das Material, nämlich Leitematerial zu Ihrer Vorbereitung und Teilnehmermaterial, das Sie photokopieren dürfen. Und es sind bis zu 16 Abende. Kaum eine Gemeinde, die ich kenne, macht wirklich 16 Abende. Viele Gemeinden sagen: 10 Abende sind genug, die anderen verschieben wir in die dritte Phase. Ich finde, dass das sehr „benutzerfreundlich“ gedacht ist. Es ist nicht sehr gewinnend für unsere gejagten Zeitgenossen, wenn man sie zum „50-Wochen-Kurs“ einlädt.

Nach meiner Erfahrung nehmen an guten Emmaus-Kursen nicht allzu viele Menschen teil. Der Kurs lebt vom Gespräch. Bei großen Gruppen muss man die Teilnehmer in feste Kleingruppen aufteilen, damit diese vertraute Gesprächsatmosphäre entstehen kann. Oft aber sind Emmaus-Kurse eher Wohnzimmerkurse mit 8-12 Menschen, oft an sehr unterschiedlichen Punkten ihrer geistlichen Reise: suchende Menschen, Taufbewerber, Menschen, die wieder in die Kirche eintreten wollen, Christen, die neu zugezogen sind, auch einfach treue Gemeindeglieder, die es einmal etwas genauer wissen möchten.

Der pädagogische Stil ist nun das eigentlich Besondere an Emmaus: Es werden keine langen Vorträge gehalten.

ten. Vielmehr geht es um gemeinsames Entdecken des Glaubens im Gespräch. Wir sind davon überzeugt, dass dies dem Lernverhalten erwachsener Menschen in der Postmoderne entspricht: Sie lernen interaktiv. Und das bedingt einige Rahmenbedingungen für unsere Emmaus-Kurse:

- Die Lebenserfahrung der Gäste wird erfragt, gehört und geachtet.
- Die Gäste können spüren, dass es hier um relevante Themen geht, um Dinge, die etwas mit ihrem Leben zu tun haben.
- Die Atmosphäre ist entspannt und einladend.
- Die Abläufe sind klar, aber flexibel.
- Die methodischen Zugänge an den Abenden wechseln – gegen den „Langeweile-Faktor“
- Die Leiter ermöglichen Teilhabe am Prozess.
- Das Lernen wird durch Übung und Wiederholung verstärkt.

Diese Prinzipien stehen hinter den einzelnen Abenden des Basiskurses. Dieser Ansatz ist das eigentliche Neue und Gute an Emmaus! Hier liegt methodisch und didaktisch der größte Unterschied zu: „Christ werden – Christ bleiben“ oder „Alpha“.

Wie sieht solch ein Emmaus-Basiskurs-Abend praktisch aus? Ich zeige Ihnen einmal den Ablauf eines Musterabends, mitten aus dem Basiskurs: Der neunte Abend handelt von der Frage nach der Gemeinschaft im Glauben. Und dies ist

der Ablauf: Sie erkennen sofort den schnellen Wechsel, das Gewicht der Gesprächsphasen, die Reduzierung der Referate auf kurze Impulse und die Bedeutung von kleinen Liturgien:

1. So beginnt es nach der Begrüßung gleich mit Gebet und Singen.

2. Es folgt ein Austausch in Gruppen, der das Thema erschließen hilft: Was hat die Gemeinde auf meinem Glaubensweg bedeutet? Was war hilfreich, was schwierig? [Antworten sammeln, vielleicht auf einer Moderationswand]

3. Danach gibt es eine erste Information, ein Impulsreferat von 5-10 Minuten: Warum es wichtig ist, zur Gemeinde zu gehören (Apg 2,42)? Der Text wird anschließend in Gruppen gelesen und besprochen, Fragen können in den Gruppen beantwortet werden.

4. In den Gruppen wird dann weiter an Bibeltexten über „Gemeinde“ gearbeitet: Drei biblische Bilder für die Kirche werden besprochen: Leib, Braut, Haus (am besten mit Bildern!)

5. Es folgt ein Gruppengespräch: Was wissen wir über unsere Gemeinde?

6. Dann gibt es eine zweite Information: Kirche lebt als weltweite Kirche, als Konfession, als Gemeinde und in Kleingruppen (mit Informationen zur eigenen Gemeinde)

7. Im Anschluss daran werden Fragen im Plenum besprochen.

EVANGELISATION AUF KATHOLISCH

8. Und ein letztes Mal werden Informationen gegeben: Es wird nun angesprochen, dass Menschen durch die Taufe Mitglieder der Kirche bzw. Gemeinde werden können.

9. Am Ende steht eine Abschlussandacht und ausreichend

10. Zeit zur Begegnung.

Insgesamt dauert ein solcher Abend etwa 2 Stunden.

Wie müssen Sie sich das praktisch vorstellen? Zu jedem Abend gibt es Leiter- und Teilnehmermaterial. Das müssen Sie durcharbeiten und sich einen Fahrplan für den Abend zurechtlegen. Vielleicht überlegen Sie miteinander, welche Fragen aufkommen könnten, oder wo Sie selbst sich noch Informationen besorgen müssten, etwas nachlesen oder mit dem Pastor besprechen müssten. Mir sind drei Aspekte in der Vorbereitung besonders wichtig: das Gebet für die Teilnehmer und uns selbst, die Fantasie, mit der wir unseren Gästen zeigen, wie sehr sie uns willkommen sind (allerdings ohne Hausfrauenstress!), und die gute Vorbereitung des Raumes (also: Wärme, frische Luft, Material, freundliche Atmosphäre, vielleicht eine Blume in der Mitte oder eine Kerze).

Es ist ganz wichtig, dass Sie mit dem Material flexibel umgehen. Dieser Punkt hat zu den meisten Rückfragen geführt. Uns wurde gesagt: Das ist viel zu viel für einen Abend. Stimmt! Sie müssen eine

Auswahl treffen. Dann wurde gesagt: Da sind viel zu wenige theologische Erklärungen. Stimmt auch: Der Kurs ist eine Anleitung zum Gespräch, keine Mini-Dogmatik. Zu manchem müssen Sie sich vielleicht an anderer Stelle schlau machen. Und schließlich wurde gefragt: Dürfen wir denn den Ablauf der Abende verändern, eigene Ideen und eigene Texte oder einen Filmausschnitt, ein Bodenbild oder ein gutes Lied einbringen? Antwort: Nur zu! Nutzen Sie das Material! Beuten Sie es aus! Passen Sie es an! Bitte bleiben Sie nur auf der Grundlinie: Es geht darum, Menschen auf ihrer Reise zum Glauben an Jesus Christus zu begleiten.

Zwei besondere Elemente möchte ich Ihnen noch vorstellen. Das ist jetzt so wie bei den „Siedler-von-Catan-Spielen“: Jetzt kommen die „Ergänzungen“, die dem Spiel mehr Würze geben:

Zum einen schlagen wir Ihnen vor, die Abende des Basiskurses und damit die Teilnehmer mit den Gemeindegottesdiensten zu verknüpfen. Damit bauen Sie eine Brücke in die Gemeinde und der Gemeinde eine Brücke zum Emmaus-Programm. In den Kursbüchern gibt es dazu Vorschläge, die freilich etwas „anglikanisch“ sind. Gehen Sie damit ruhig locker um. Aber Sie können z.B. in einem ersten Gottesdienst die Teilnehmer begrüßen und der Gemeinde erzählen, was sie an

den Abenden miteinander tun. Vielleicht übergeben Sie ihnen eine Bibel. In einem zweiten Gottesdienst können Sie auf Taufe, Tauferinnerung oder auch Konfirmation und Wiederaufnahme vorbereiten. In einem dritten Gottesdienste können Sie dann taufen, erinnern, wieder in die Kirche aufnehmen oder auch konfirmieren. Und ein vierter Gottesdienst könnte auf die dritte Emmaus-Phase vorbereiten, auf das Thema „Wachstum im Glauben“. Zu diesen Gottesdiensten werden die Teilnehmer besonders eingeladen, vielleicht mit Einladungskarten. Vielleicht gibt es einen Kirchenkaffee im Anschluss.

Zum anderen schlagen wir Ihnen vor, dass jeder Gast einen Paten oder Weggefährten an die Seite gestellt bekommt. Manchmal ergibt sich das von selbst, wenn ein Gemeindeglied einen Freund oder Kollegen mitbringt. Ansonsten wäre es gut, wenn Sie Gemeindeglieder für diesen Part als Mitarbeiter gewinnen. Ich gebe sofort zu, dass das in Deutschland schwieriger ist als in England. Vielleicht stellen wir uns diese Aufgabe zu anspruchsvoll vor. Das ist sie aber nicht. Es ist ganz wichtig, diese Paten persönlich anzusprechen und vorzubereiten. „Nein, du musst kein theologischer Experte sein.“ – „Nein, du musst keine Erfahrung damit haben, mit Menschen zu beten, die dies bisher nicht taten.“ Es ist viel bescheidener und doch so einflussreich: Es geht

darum, Menschen einzuladen, mit ihnen zum Kurs zu kommen, sie vielleicht zu Hause abzuholen, mit ihnen zu den Gottesdiensten zu gehen, sie vielleicht einmal zu Hause zu besuchen und zu fragen, wie es ihnen mit dem Kurs ergeht. Es geht darum, für diesen einen Teilnehmer zu beten. Das ist es, und ich glaube, es ist eines der Geheimnisse von Emmaus, auch für die Paten selbst, die vielleicht zum ersten Mal geistliche Wegbegleiter für andere sein können.

Ein Satz noch dazu, wer zu solchen Kursen kommt. Da gibt es eine spannende Beobachtung, die im Übrigen auch für andere Projekte gilt. Am Anfang kommen gar nicht so wenige. Schauen wir näher hin, sind es oft Menschen aus unserer Kerngemeinde, die sich etwas Gutes tun. Und das ist vollkommen in Ordnung. Führt man den Kurs zum zweiten Mal durch, sinkt die Zahl der Teilnehmer. Die gemeindlichen Bedenkenträger treten dann auf den Plan und sagen: „Na, seht Ihr, es klappt auch nicht! Erst kamen nur die Frommen, und jetzt kommen immer weniger.“ Gibt man nach, dann war es das! Hält man durch, dann werden Sie merken, dass die Zahlen beim dritten, vierten oder fünften Basiskurs wieder steigen, und vor allem, dass sich die Zusammensetzung ganz allmählich ändert. Jetzt kommen Menschen vom Rand der Gemeinde, auch

EVANGELISATION AUF KATHOLISCH

Suchende von „draußen“ usw., oft eingeladen von denen, die bei den ersten Kursen mitmachten. Das ist nur ein Plädoyer dafür, Emmaus von Anfang an gleich für eine längere Zeit einzuplanen.

Einige wenige Sätze nun zur dritten Phase, dem „Weiterführenden Material“. Dies ist nicht die sogenannte „Nacharbeit“, sondern gehört als unverzichtbarer Teil zu Emmaus, denn es geht nicht nur um gute Anfänge, sondern um Wachstum im Glauben. Dieses Material folgt der Frage: Was müssten wir jungen Christen in den ersten beiden Jahren beibringen, was brauchen sie in ihrem Futterbeutel?

Methodisch können Sie so vorgehen: Entweder wird zu weiteren Kursen zur Vertiefung eingeladen, oder ein Teil der Gruppe bleibt als Emmaus-Gruppe zusammen und bearbeitet die weiterführenden Materialien (in Auswahl). Oder bestehende Hauskreise nutzen das Material für sich.

Die Themen folgen in vier großen Blöcken den Themen des Basiskurses, vertiefen diese aber nun durch intensive Erarbeitung der einzelnen Fragen. Was im Basiskurs ein Abend war, ist nun ein ganzer Kurs mit 4, 5 oder 6 Abenden. Die vier Blöcke finden Sie in den Kursbüchern 2, 3, 4 und 5. Der Basiskurs ist das Kursbuch 1. Die einzelnen Abschnitte sind ähnlich aufgebaut wie beim Basiskurs.

Allerdings sehen die Abende etwas anders aus. Sie folgen eher dem Rhythmus eines gesunden Hauskreises, einer intakten Kleingruppe. Das Leben einer solchen Gruppe sollte immer fünf Elemente umfassen:

- Lobpreis und Gebet
- Austausch in der Gruppe
- Gemeinsame Aktionen (Einsätze in der/für die Gemeinde)
- Glaubensinhalte lernen und vertiefen
- Einander praktisch dienen und füreinander beten

Nicht zu unterschätzen ist dabei die Bedeutung der Tischgemeinschaft. Oder ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass Jesus in der Regel mit vollem Mund gesprochen hat? Gemeinsames Essen ist eine bevorzugte Weise der Bezeugung und Illustrierung des Evangeliums. Praktisch geht es einfach: Jeder, der kann, bringt etwas mit. Es kann (sollte sogar) schlicht sein.

Vielleicht haben Sie es gemerkt: Emmaus ist kein Glaubenskurs, sondern ein Gemeindeprogramm. In England sieht das so aus, dass Emmaus in das Kirchenjahr eingebunden wird: Sie beginnen vielleicht im Sommer mit der Kontakt-Phase und starten zum Advent einen Basiskurs. An Ostern wird Taufe oder Tauf-erinnerung gefeiert, und ab Pfingsten beginnt eine neue „Wachstumsgruppe“ mit dem weiterführenden Material. Über die Jahre hinweg

zieht sich dann ein Netz von Emmaus-Kursen durch die Gemeinden.

Ich komme zum Schluss. In Deutschland gibt unser Greifswalder Institut die Emmaus-Kurse in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste beim Aussaat-Verlag in Neukirchen heraus.

Ich persönlich glaube, dass Emmaus ein sehr gutes Mittel ist, Menschen zum Volk Gottes hinzuzurufen, zu dem großen Volk, das Jesus dem Apostel Paulus in der nächtlichen Vision zeigte, und von dem zu träumen wir nicht aufhören sollen.

3. Herausforderung zum missionarisch verstandenen Plural

Die ersten Konzepte des Gemeindeaufbaus waren verengt auf Modelle, die für alle dasselbe forderten. Man brauchte dann eben nur Hauskreise oder Mitarbeiterkreise, bestimmte Gemeindeabende und Hausbesuche, und dann würde es schon gehen. Die Gemeindeaufbau-Theorie hat in den letzten Jahren deutlicher erkannt, dass damit die Gefangenschaft kirchlichen Lebens in bestimmten Milieus nur fortgeschrieben würde. Wir brauchen nicht einen, sondern viele Zugänge zum missionarischen Kontext. Anders gesagt:

In unserer Lage brauchen wir ein neues, missionarisches Ja zum Plural in der Kirche. Es gäbe nun sehr, sehr viele Bereiche, in denen ich das

zeigen könnte: z.B. könnte ich über einen ernsthaften Plural der Gottesdienstformen sprechen. Ich könnte über den Plural der Vergemeinschaftungsformen sprechen („Nicht jeder will und kann in einen Hauskreis!“). Ich könnte über unsere Milieuprobleme sprechen. Ich will es aber deutlich machen an Hand einer englischen Studie aus dem Jahr 2004 über Gemeindetypen: Mission Shaped Church⁸, die missionsgeformte Kirche.

Ausgangspunkt dieser Studie ist die Feststellung, dass für viele Menschen nach wie vor der Wohnort das Lebenszentrum darstellt, für noch mehr mobile Menschen aber der Wohnort kaum noch eine Rolle spielt. Sie leben nicht nachbarschaftsorientiert, sondern netzwerkorientiert. In unterschiedlichen Netzwerken gestalten sie ihr Leben. Sie sind Kollegen in ihrer Firma, fahren zum Sport in einen anderen Stadtteil, treffen sich mit Freunden an einem dritten Ort und engagieren sich in einer Bürgerinitiative in einem Vorort. Für ihre Kinder engagieren sie sich in der Schule. Kollegen und Sportsfreunde, Elternvertreter an der Schule und Mitarbeiter in der Bürgerinitiative – sie alle sind für den mobilen postmodernen Menschen wichtiger als die, die in der Nachbarschaft wohnen. Für Menschen, die ihren Lebensmittelpunkt am Wohnort haben, ist die Parochie, die Ortskirchengemeinde, die beste

EVANGELISATION AUF KATHOLISCH

Möglichkeit zur Begegnung mit dem Evangelium. Für die mobilen Postmodernen ist sie das gerade nicht.

Eine erste beschreibbare Phase ist das „traditionelle Churchplanting“ in den 1990er Jahren – eine vorsichtige Strategie, neue Gemeinden aus alten Gemeinden heraus zu pflanzen.

Mission-shaped Church 2004 geht weiter und wird grundsätzlicher. Mission-shaped Church empfiehlt aus missionarischen und nicht aus finanziellen Gründen eine Mischwirtschaft unterschiedlichster Gemeindeformen, um möglichst viele Menschen zu erreichen. Die Modelle sind sehr vielfältig: In Parochien, aber auch in Cell Churches, also Gemeinden, die nur aus Kleingruppen bestehen. In Gemeindepflanzungen, die nichts anderes sind als ein zweites selbstständiges Programm unter demselben Kirchendach, oder aber in völligen Neugründungen von Gemeinden in bislang unerreichten Regionen. In Gemeinden, die sich als vollständige und dauerhafte Gemeinden an Schulen bilden, für Schüler, Lehrer und Eltern. An Gemeinden in Cafés. An Gemeinden, die als soziales Projekt in Brennpunkten beginnen, aber auch Gottesdienste und Glaubenskurse anbieten. An Gemeinden, die sich aus einem spezifischen Gottesdienst für Suchende heraus entwickeln. Mut zum missionarischen Plural!

Wichtig: Keine „Hierarchie“! Und

ebenso wichtig: Es ist ein eindeutiger und glasklarer evangelistischer Ansatz: Es geht der Anglikanischen Kirche um die Priorität der Mission Gottes vor der Kirche.

Ich lerne daraus etwas Schlichtes: Wir brauchen für die Mission im Plural alle erdenkliche Fantasie. Es gibt keinen missionarischen Zauberschlüssel, der die Türen zu allen Menschen öffnet. Wir brauchen nicht den einen Schlüssel, sondern ein ganzes Schlüsselbund. Einverstanden?

Das ist gefährlich! Warum? Wir neigen nämlich dazu, an unseren Strukturen mit einer gewissen Verbissenheit festzuhalten. Wir sind bessere Verwalter des Vorhandenen als mutige Unternehmer einer zukünftigen Kirchengestalt. So werden manche Kirchenleute immer noch sehr nervös, wenn man ihnen sagt: Die Parochie wird bleiben, sie ist und bleibt eine wesentliche Variante gemeindlichen Lebens. Aber daneben brauchen wir dringend weitere Gemeindetypen: etwa Profilkirchen in den Citykirchen, „zweite Programme“ in der Innenstadt, Neugründungen in den entkirchlichten Siedlungen und auch geistliche Leuchttürme im ländlichen Raum. Da kommt Nervosität auf. Wir brauchen mehr Zusammenarbeit und Abstimmung von Gemeinden in der Region und Freien Werken – die kommen notorisch in der Gemeindeaufbaudebatte zu kurz! Wir wer-

den an manchen Stellen auch den Betrieb einstellen müssen. Bei alledem lebt das parochiale System von der Vorstellung einer flächen-deckenden Versorgungskirche, in der alle im Prinzip dazu gehören, und in der das territoriale Prinzip das Leben ordnet. Das aber ist in weiten Teilen des Landes (nicht überall) Vergangenheit.

Worin besteht nun die Einheit? Wo bleibt die Einheit der Kirche? Diese Einheit wird nicht mehr gegeben durch die geographische Zuordnung der Menschen und durch die Gleichheit der kirchlichen Struktur. Sie muss sich anders darstellen können. De facto ist diese Einheit schon jetzt eine Illusion. Strukturell wird es in England so gesehen, dass es für katholische Hörer vielleicht sogar leichter zu hören ist als für evangelische: Nicht die Ortsgemeinde konstituiert Kirche, sondern der Bischofsbezirk. Unter dem Bischof, der entsprechende Lizenzen vergibt, kann aber Vielfalt blühen und zugleich durch die Bezogenheit auf einen Bischofsbezirk Einheit gewahrt bleiben. Konflikte blieben nicht aus, aber: Weil es ein Ja zur Mischwirtschaft gab, und weil die Gemeindepflanzungen geordnet und nicht „wild“ stattfanden, waren sie nicht zahlreich. Ausgangsbedingung: Die Pfarrer haben das Revierförsterdenken aufgegeben. Sie sagen nicht mehr: Diese Menschen hier gehören mir, weil sie hier leben. Sie

sagen: Wie können wir so vielen Menschen wie möglich den Zugang zum Glauben ermöglichen. Und sie sprechen mehr miteinander: Was kannst Du gut? Wo bin ich stark? Was kann ich auch lassen? Und was können wir (nur) gemeinsam tun? Schließlich gehört zur Einheit der Kirche, dass sie in neuer Gestalt auch erlebbar wird, durch gemeinsame Gottesdienste z.B., Mitarbeiterschulungen usw.

Wir brauchen, so begann dieser Abschnitt, ein Ja zum Plural in missionarischer Perspektive. Freilich macht dieses Ja nur Sinn, wenn der Plural in der Kirche zugleich missionarisch wird. Das Ja zum Plural und die Liebe zur Mission müssen sich vermählen. Mission wird sich dann pluralisieren und der Plural wird sich mehr und mehr dem Missionarischen verschreiben. Darum geht es. Dabei wissen wir, dass wir die Menschen nicht mehr haben. Nur hören wir nicht auf, sie gewinnen zu wollen. Unsere Mission ist damit absichtsvoll: Sie will etwas. Sie gönnt möglichst vielen Menschen die Erfahrung, vom dreieinigen Gott gewollt und geliebt zu sein. Nicht vereinnahmen will sie, aber sie steht im Dienst der Sehnsucht Gottes, eine Beziehung aufzunehmen mit Wort und Antwort, einen echten Wortwechsel. Und damit will Evangelisation auch Konversion.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

¹ Erwin McManus: Eine unaufhaltsame Kraft. Gemeinde, die die Welt verändert. Asslar 2005, 21-32.

² A.a.O., 24.

³ Vgl. Robert E. Webber: The Younger Evangelicals. Grand Rapids 2002, z.B. 18.

⁴ Dan Kimball: Emerging Church. Grand Rapids 2003.

⁵ Brian McLaren: A Generous Orthodoxy. Grand Rapids 2004.

⁶ John Finney: Emerging Evangelism. London 2004, 70.

⁷ John Finney: Finding Faith Today. London 1992.

⁸ Mission-shaped Church. Church House Publishing. London 2004. – M. Herbst: Mission bringt Gemeinde in Form. Neukirchen-Vluyn 2006 (BEG-Praxis).

Michael Herbst

(Jg. 1955) war nach dem Studium der Ev. Theologie in Bethel, Göttingen und Erlangen Wiss. Mitarbeiter am Institut für Praktische Theologie in Erlangen, wo er mit einer Arbeit über den „Missionarischen Gemeindeaufbau in der Volkskirche“ (Stuttgart 1996) promoviert wurde. Anschließend war er Vikar und Pfarrer an der Ev. Matthäuskirche in Münster (1984-1992) und Krankenhausseelsorger im Kinderzentrum Gilead der von Bodelschwingschen Anstalten Bethel (1992-1996).

Seit 1996 ist er Professor für Praktische Theologie in Greifswald und von 2003-2006 war er Dekan der Theologischen Fakultät. Er ist gemeinsam mit Prof. Dr. Jörg Ohlemacher Direktor des Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung. Er ist verheiratet und hat vier Kinder.

Kontakt:

Prof. Dr. Michael Herbst
Ernst-Moritz-Arndt Universität
Theologische Fakultät
Lehrstuhl für Praktische Theologie
Rubenowplatz 2-3
17487 Greifswald
Telefon dienstlich: 03834-862521
Fax dienstlich: 03834-862527
Mail: herbst@uni-greifswald.de
Institut zur Erforschung von Evangelisation
und Gemeindeentwicklung:
<http://www.alt.uni-greifswald.de/~theol/~ieeg/index.htm>
<http://www.ieeg.de.vu/>

KLEINE LITERATURLISTE

Evangelisation und missionarischer Gemeindeaufbau

- Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste im Diakonischen Werk der EKD, www.a-m-d.de
- K. Armbruster, Von der Krise zur Chance. Wege einer erfolgreichen Gemeindepastoral, Freiburg 2/2001
- M. Bartels, M. Reppenhagen Hg., Gemeindepflanzung – ein Modell für die Kirche der Zukunft?, Neukirchner 2006
- H. Barend, Kirche mit Zukunft. Impulse für eine missionarische Volkskirche, Brunnen-Verlag, Gießen 2006
- H. Barend, U. Laepple Hg., Dein ist die Kraft. Für eine wachsende Kirche, Dokumentation zum 4. AMD-Kongress in Leipzig, Neukirchner, Leipzig 2007
- BE-Team Seminare, Klemens Armbruster, Leo Tanner u.a. (z.B. ‚Komm und sieh!‘, Unterwegs zum lebendigen Christsein, Textheft – Begleitheft – Referentenmappe), Infos und Bezug über: D&D Medien GmbH, Schubertstr.28, 88214 Ravensburg, www.ddmedien.com oder www.wege-erwachsenen-glaubens.org
- M. Beutel, Wie verändere ich meine Gemeinde ohne sie zu ruinieren? Lernen von Willow Creek, Oncken, Wuppertal 1998
- M. N. Ebertz, H. G. Hunstig Hg., Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche, Echter 2008
- U. Eggers Hg., Kirche neu verstehen. Erfahrungen mit Willow Creek, Hänssler, Holzgerlingen 2005
- B. Ernsperger u.a. Hg., Kursbuch Pastoral. Leidenschaft für das Leben, Rheinbach 2006
- T. Faix, T. Weißenborn Hg., Zeitgeist. Kultur und Evangelium in der Postmoderne, Francke, Marburg 2007
- J. Finney, Wie Gemeinde über sich hinauswächst. Zukunftsfähig evangelisieren im 21. Jahrhundert, BEG Praxis, Neukirchen-Vluyn 2007
- G. Fürstenberg u.a., Zukunftsfähige Gemeinde. Ein Werkbuch mit Impulsen aus den jungen Kirchen, Bernward bei Don Bosco, München 2003

KLEINE LITERATURLISTE

- G. Häuser, Einfach vom Glauben reden. Glaubenskurse als zeitgemäße Form der Glaubenslehre für Erwachsene, Neukirchen-Vluyn 2004
- W. Härle u.a., Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärts geht, Leipzig 2008
- M. Herbst, Deine Gemeinde komme. Wachstum nach Gottes Verheißungen, Hänssler, Holzgerlingen 2007
- M. Herbst Hg., Mission bringt Gemeinde in Form, BeG Praxis, Neukirchen-Vluyn 3/2008
- M. Herbst u.a. Hg., Missionarische Perspektiven für eine Kirche der Zukunft, Neukirchen-Vluyn 2005
- M. Herbst, Wachsende Kirche, Brunnen Verlag, Gießen 2008
- D. Hervieu-Leger, Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung, Würzburg 2004
- D. Kimball, Emerging Church – Die postmoderne Kirche. Spiritualität und Gemeinde für neue Generationen, GerthMedien, Asslar 2005
- R. Krockauer, M. J. Schuster, Menschen auf der Schwelle. Neue Perspektiven für die alte Pfarrgemeinde, Schwabenverlag, Ostfildern 2007
- U. Laepple, V. Roschke Hg., Die so genannten Konfessionslosen und die Mission der Kirche, Neukirchen-Vluyn 2007
- E. R. McManus, Eine unaufhaltsame Kraft. Gemeinde, die die Welt verändert, GerthMedien, Asslar 2005
- H. Müller Hg., Freude an Unterschieden – Kirchen in Bewegung, Schwabenverlag, Ostfildern 2002
- H. Müller Hg., Neues erahnen. Lateinamerikanische und europäische Kirchen im Gespräch, Schwabenverlag 2004
- H. Müller u.a. Hg., Sprechende Hoffnung – Werdende Kirche, Schwabenverlag, Ostfildern 2001
- U. Pohl-Patalong, Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Vandenhoeck & Ruprecht 2004
- P. Potter, Zellgruppen. Bausteine für eine lebendige Gemeindearbeit, Aussaat, Neukirchen-Vluyn 2006

KLEINE LITERATURLISTE

- V. Roschke Hg., Gemeinde pflanzen. Modell einer Kirche der Zukunft, Aussaat, Neukirchen-Vluyn 2001
- J. M. Sautter, Spiritualität lernen. Glaubenskurse als Einführung in die Gestalt christlichen Glaubens, Neukirchen-Vluyn 2005
- C. Schulz u.a., Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Vandenhoeck & Ruprecht 2008
- M. Sellmann Hg., Deutschland – Missionsland? Zur Überwindung eines pastoralen Tabus, Herder, Freiburg 2004
- C. A. Schwarz, Natürliche Gemeindeentwicklung in der katholischen Kirche, Vallendar 2003
- L. Tanner, Christus in der Kirche, Katholische Schätze neu entdecken, WeG Verlag 2006
- F.-P. Tebartz-van Elst, Glaube braucht Gestalt: Ermutigung zu einer missionarischen Spiritualität, Butzon & Bercker 2006
- F.-P. Tebartz-van Elst, Gemeinden werden sich verändern. Mobilität als pastorale Herausforderung, Echter, Würzburg 2001
- F.-P. Tebartz-van Elst, Handbuch der Erwachsenentaufe, Liturgie und Verkündigung im Katechumenat, Aschendorff, Münster 2002
- M. Werth, Theologie der Evangelisation, Neukirchen-Vluyn 2/2006
- J. Zimmermann, Gemeinde zwischen Individualität und Sozialität. Herausforderungen für den Gemeindeaufbau im gesellschaftlichen Wandel, Neukirchen-Vluyn 2007

ISBN: 978-3-89366-571-6

Impressum

© 2008 Bischöfliches Generalvikariat, Hildesheim

Herausgeber: Fachbereich Verkündigung/Hauptabteilung Pastoral

Bezug: Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim

Hauptabteilung Pastoral – Fachbereich Verkündigung

Domhof 18–21, 31134 Hildesheim